



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



D i a m a n t i n a.

Eine Geschichte,
der Jugend und dem Volke erzählt
von

W. D. von Horn.
Verfasser der Spinnstube.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Verlag von Kreibel und Niedner.

I.

Der, welcher dieß Büchlein Euch übergibt, meine lieben Leser, hat in seinem langen Leben Vieles erlebt, und Vieles mit dem klaren Auge, für das er seinem Herrn und Gotte dankt, beobachtet, mit seinem theilnehmenden Herzen mitgelebt, was er Euch jetzt erzählt zu Nutz' und Frommen. So hat er in den schönen Seitenthälern, welche in das große und weite Rheinthal münden, in den zwanziger Jahren der nun hinter uns liegenden ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, eine Zeit erlebt, die zu den seltsamsten seiner Lebenszeit gehört; nicht gerade äußerlich, wohl aber innerlich, in den Menschen, war sie das.

Es gibt im Leben der Menschen Erscheinungen, die man anders nicht, denn herrschende Krankheiten der Seelen nennen kann. Zu diesen rechne ich eine, die ich mit dem besonderen Namen „Auswanderungsstieber“ benennen muß. Es ist eine Seelenkrankheit, ein Fieber, das mit wunderbarer Schnelligkeit um sich greift; so tief sich in das Innerste der Seele hinein frist; das Heimathliebe, Liebe zu den Aeltern, Geschwistern, Freunden; das Dankbarkeit und Pflichtgefühl gänzlich verstummen macht, und schmeich-

lerischem Wahne die Seele hingibt, daß es ihrer Herr werde mit Alles bestegender Gewalt.

Die schöne, theure Heimath verliert jeglichen Reiz und das ferne Land, dahin der Wetterhahn der Hoffnung schaut, und dahin das Herz mit allen und vollen Segeln schifft, ist ein Paradies, in dem es keine Schlange gibt, sondern völlig und vollkommenlich den Himmel auf Erden. — So stellt's nämlich jener traurige Wahn der Seele vor.

Vergeblich ist das Mahnen an die Pflicht, an die Gefahren einer weiten Seefahrt, einer Täuschung schwindeliger Erwartungen, an den Schatten, der keinem Lichte fehlt, an des Heimwehs, das arme Herz brechende Macht, an das Ungewisse und Unsichere solchen Unternehmens — weil Land und Leute, Boden und Erzeugnisse, Klima und Lebensweise, Sprache und Arbeit fremd und unbekannt sind — Alles, Alles ist vergebens und Wasser in den Rhein tragen könnte man alle diese Einreden liebevoller Theilnahme nennen. Wie das in den Rhein gegossene Wasser spurlos augenblicklich verschwindet, so verhält das Wort der Belehrung, Ermahnung und Liebe bei dem, der vom Auswanderungsieber einmal ergriffen ist. Er ist unrettbar! —

Es sind die Ergebnisse meiner eigenen Erfahrungen in jenen Tagen. Viele von denen, welchen damals solche Zureden galten, sind, völlig geheilt und enttäuscht, hinübergegangen in das Heimathland, wo alle Täuschung endet; manches treue deutsche und rheinisch fröhliche Herz hat das Heimweh gebrochen; denen, die es überwunden haben, oder nicht bekamen, gehet und ging es bisher gut, und die Ansiedlung gedeihet unter Gottes Segen und deutschem Fleiße. Ob aber nicht oft die Blicke sich dahin richten, wo der Rhein seine grünen Wogen wälzt? Ob sich in diesen Blicken die Gluth des Abendsonnenstrahls nicht in

hellen Thränen spiegelte und heute noch spiegelt — davon hat kein Brief erzählt, und — der Herr allein weiß es.

Es war, wie gesagt, in den zwanziger Jahren, etwa zwischen 1821 bis 1828, als in den bezeichneten Thälern — und ein Bergvolk, das ist erfahrungsgemäß hängt viel inniger an seiner Heimath, als das der Ebene — die Auswanderungslust ihre Flügel regte. Das Land, dahin die Sehnsucht zog, war unten im südlichen Amerika gelegen — es war Brasilien — ein Name, den die unwissenden Bauersleute höchst komisch und lächerlich oft: „Peterfilien“ nannten, weil der Name mit dem bekannten Gewürz- und Küchenkraut einige Klangähnlichkeit hatte. Wo es lag, wie es beschaffen? darnach wurde nicht gefragt, und die darnach fragten, belehrte ein schriftgelehrter Bauer aus Sebastiani Munsteri Cosmographia, einem uralten Buche, das er besaß, und das die wunderlichsten Geschichten, wie man sich mit ihnen vor mehr denn zweihundert Jahren trug, mittheilt, aber auch den deutschen Namen „Weltbeschreibung“ trägt, und Bilder dazu gibt. Um dieß Buch und seinen Inhalt näher zu kennzeichnen, führe ich bloß an, daß es mit der größten Ernsthaftigkeit erzählt: „In Indien seien Völkerschaften, welche nur auf Einem Beine hüpfen — und wieder Andere, welche nur Ein Auge hätten,“ u. dgl. m. Anderweitig ist das Buch tüchtig, nämlich da, wo der Verfasser zu Hause war und sichere Kunde hatte. Aber — war das eine Belehrung?

Dieß Auswanderungsfieber war künstlich erregt. Man wollte deutsche Auswanderer haben, um eine deutsche Ansiedelung zu gründen, die den Namen: Leopoldinia, nach dem Namen der jungen Kaiserin von Brasilien, den einer Deutschen, einer Tochter des Oesterreichischen Kaiserhauses tragen sollte. Und daß eine deutsche Fürstin auf dem Throne Brasiliens saß, das diente den Werbern, die das südliche und südwestliche Deutschland überflutheten, zum

mächtigen Schilde, und wurde Vielen ein Fallstrick zum Verderben.

In allen Zeitungen las man Anpreisungen und Aufforderungen, die um so mehr zündeten, als sie von den Werbern verbreitet wurden, und diese überall Unterwerber bestellt hatten, die in die Posaune stießen und — goldene Berge verhiessen. So sollte jeder Ansiedler für jeden Kopf, den er mitbrachte, und ruhte er auch noch an der Mutter Brust, ein Landgebiet erhalten, das einem Rheinischen Bauerngütchen gleich kam; sollte nicht nur aus dem Kaiserlichen Schatze von dem Augenblicke an, wo er die Küste Brasiliens betrat, tagtäglich Nahrungsmittel in Hüll' und Fülle empfangen, sondern auch eine absehnbare Geldlöhnung für den Kopf während der Landreise, und bis zur ersten Erndte im Lande; sollte nicht bloß frei bis an Ort und Stelle gebracht werden, sondern Schiff und Geschirre, Sämereien, Kühe, Ochsen, Schafe, Schweine, Hühner erhalten, kurz, es sollte dort Gold vom Himmel regnen, Milch und Honig fließen, und ohne Arbeit mehr zu erwerben sein, als in der Rheinischen Heimath im Schweiße des Angesichts. Man denke sich den überall geplagten, im Berglande, das die Rebe trägt, doppelt belasteten Landmann solchen Anpreisungen und Verheißungen aus bekanntem Munde gegenüber, und man wird es begreifen, wie das Auswanderungsfieber in einem so umfassenden Maße um sich greifen, und Viele, sehr Viele aus den Fugen eines harmlosen, ländlichen Stilllebens herauslocken konnte. —

Brasilien! klang es in allen Spinnstuben, in allen Wirthshäusern, auf allen Wegen und Stegen — in allen Herzen! Nicht bloß die Jugend, die ja ohnehin schwärmerisch einem lockenden Ziele sich zuwendet, nein, das reifere, selbst das hohe Alter mit greisem Haare war ergriffen, und überall rüstete man sich, denn Frühling war

es bald, und dann bläheten die Schiffe ihre Segel im günstigen Winde, und dem Wunder- und Segenslande ging es entgegen. —

Von diesem allgemeinen Bilde müssen wir nun unsere Blicke abziehen, um in das Innere einer Familie zu schauen.

Ein Rheinisches Sprüchwort sagt: Ein Vater hat sieben Kinder und siebenerlei Kinder! Es ist wahr, dieß Wort aus dem Volksmunde, und aufmerksame Aeltern werden es bestätigen, wenn sie auf die verschiedene Ausprägung des Geistes, der Anlagen und des gesammten inneren Lebens ihrer Kinder hinflicken. Wie sind sie verschieden! —

Ganz so zeigte es sich in der Familie eines Mannes, den ich, da er zwar längst zum Frieden eingegangen ist, aber doch noch Familienglieder am Leben sind, bei seinem eigentlichen Namen zu nennen Anstand nehme und ebenso den seines Wohnortes näher nicht bezeichnen darf, und ihm daher den Namen Fruchting und seinem Wohnorte den Rodenbach beilegen will, ja — beilegen muß.

Er hatte ein, wie man sagt, schönes Vermögen, ein blühendes Geschäft und es ging ihm sehr gut. Er war ein in weiten Kreisen hochgeachteter Mann, seine Frau das Muster einer vortrefflichen Gattin, Mutter und Hausfrau; ihre Kinder waren wohlerzogen, ihr Familienleben ein stilles, gottesfürchtiges, friedliches — wenn nur Einer nicht Kummer, Sorge, ja Elend in dieß beglückte Haus gebracht hätte, und das war Ein Sohn des Hauses, der Älteste der Kinder.

Auf ihn hatten Vater und Mutter ihr Hoffen gesetzt; auf seine Erziehung und Bildung Alles verwendet; er war mit reichen Gottesgaben ausgerüstet — aber Faulheit auf der Einen Seite, unüberwindliche Faulheit, und grenzenloser Leichtfinn auf der Andern, vereitelten Alles, was Liebe und Treue sich von ihm versprochen, und zu

erwarten berechtigt war. — Nach allen möglichen Versuchen, ihn in eine geordnete Bahn zu leiten, nahm ihn endlich der Vater in sein Geschäft, um — hier mit unsäglichem Leide und Kummer sich wiederholen zu sehen, was ihm aus Lehranstalten und in fremden Geschäftshäusern zur Last gelegt worden war. Es war ein Kind der Sorge, des Kammers und des Jammers. —

Für solche Menschen hat man in der neueren Zeit einen von Berlin herstammenden Namen. Sonst nannte man sie: Tagediebe, weil sie, wie man sich ausdrückte, „des lieben Gottes Tage wegstehlen;“ heutzutage nennt man sie: Bummeler. Ernst Früchtling war ein Bummeler, wie er im Buche steht.

Auf eine Besserung hier im Lande zu rechnen, hatte man drangegeben. Da stützte er sich aufs Vaterhaus, aufs gutmüthige Vaterherz, auf sein zu hoffendes Erbe, das er freilich sehr geschmälert hatte.

In dem Städtchen Rodenbach war aber ein Spießgeselle von Ernst Früchtling, der erkannte, daß bei der Seelenverkäuferei für Brasilien Etwas zu verdienen sei. Er machte sich daher auf die Beine und suchte den Mann auf, der dem ganzen, sauberen Geschäfte vorstand, machte seine Sache mit ihm richtig und lehrte als „Agent“ zurück. Der ging von Dorf zu Dorf, theilte allerlei anlockende Papiere mit und hatte bald eine hübsche Anzahl Köpfe toll gemacht, und für die Auswanderung gewonnen.

Als „Agent“ hielt er sich vortrefflich, plauderte nie aus der Schule, sondern posante das Lob dieser Auswanderung, die außerordentlichen Vortheile derselben überall hin aus. Selbst gegen seinen vertrauten Freund, Ernst Früchtling, sprach er sich nie anders aus, als lockend zur Auswanderung. —

An den dachte er gar nicht; aber unvermuthet trug sein Rühmen und Preisen Früchte. Ernst begann den

Gedanken in seiner Seele zu bewegen. Besonders aber leuchtete ihm Eins in den Augen, das nämlich, daß in der Provinz Minas geraes in Brasilien ein Landstrich lag, der Diamantina hieß, wo es mehr Diamante gab, oder doch geben sollte, als Kiesel an den Rheinischen Bächen. Dort, das lag ja, wie er meinte, auf der flachen Hand, war das Reichwerden ein Kinderspiel. Man dürfe ja nur ein Duzend anständige Diamanten finden, da war man ein gemachter Mann, ja wer das Glück hatte so einen zu finden, wie ein Apelei, der konnte nach Rio de Janeiro gehen und den Kaiser fragen: Majestät, was fordern Sie für Ihr Brasilien? Um es kurz zu machen, der Agent und Ernst Früchtling redeten sich über Brasilien so in die Hufe, daß sie sich verabredeten, Ernst solle zuerst hingehen, und, wenn er ein hübsches Diamantennest gefunden, so solle er schreiben, und stracks komme der „Agent“ hinterdrein; aber dem war's nicht Ernst mit dem Gerede. Er wollte nur einen Kopf mehr liefern.

Wo nun ein Buch über Brasilien ausfindig zu machen war, da wurde es herbeigeschafft, und, da alle das an und für sich herrliche Land priesen, so diente dieß eifrige Lesen nur noch mehr dazu, Ernst's Einbildungskraft zu erhitzen. Seinen Aeltern, ja selbst seinen vertrauesten Freunden verschwieg er seinen Plan, den auch der Agent geheim zu halten sich verpflichtet hatte, wenigstens vorläufig noch.

So kam die „selige, fröhliche Osterzeit“ heran und die Zeit nahte, wo der Hauptagent den Reisenden sich zu sammeln gebot. Da war's Zeit für Ernst, es klar und bestimmt seinen Aeltern zu sagen, was er vorhatte und was im Stillen gereift war. —

Wie viel Herzeleid er ihnen auch gemacht, es traf sie die Erklärung schwer. Es war ja doch ihr Kind, und wann könnte eine Mutter, ein Vater seines Kindes vergessen? Ruhiger geworden, erkannten sie freilich in dem

Entschlusse ihres verkommenen Sohnes das einzige Rettungsmittel für ihn. Er bestand fest auf seinem Entschlusse und die Aelteren mußten sich endlich darein finden. Nun begann die Mutter seine Ausrüstung mit Thränen zwar, aber nothgedrungen auch mit Nachdruck zu betreiben, und als endlich die Züge der Auswanderer sich sammelten, da schied auch er, vortrefflich ausgestattet, und eine wohlgespickte Geldkaze, wie man auch einen Geldgurt nennt, um die Hüften geschnallt, von den Aelteren und Geschwistern, von ihren Segenswünschen und Gebeten begleitet. Sah er auch in Brasilien das Glück ihm entgegenleuchten, so hatte doch der Abschied gezeigt, daß noch nicht alles Bessere in seinem Leichtsinne und seinem Hange zum Faullenzen untergegangen war. Es schien, als tage in ihm was Besseres auf und in dem Schmerze, der seine Seele in ihrem tiefsten Grunde erschütterte, schien jene göttliche Traurigkeit sich kund zu thun, die, wie der Apostel Paulus sagt, eine Reue wirket, die Niemanden gereuet. Das gab den Aelteren einen Trost, der sie aufrichtete. Wer aber Ernst Fruchting schon am andern Tage auf dem Auswandererschiffe beobachtete, mußte jenes tiefere Ergriffen sein als eine Aufwallung des Bessern in ihm erkennen, die ein Kind des Augenblicks und ohne allen tieferen Grund war, darum auch ohne gesegnete Folgen.

Aelteren, Geschwister, Heimath — Alles, was ein Menschenherz Theueres hat, war vergessen; fröhlich und wohlgemuth stand er auf dem Verdecke, rauchte seine Pfeife, scherzte und neckte sich mit dem jüngeren Theile der Reisegenossen; sah fröhlich die schönen Ufer des Rheines entweichen und jenes kahle Flachland mit seinen Windmühlen kommen, das dem Auge Nichts mehr bietet. Es schien, als ob Nichts einen Eindruck auf ihn zurückgelassen, ja nicht einmal die Zukunft stimmte ihn ernster. Er lebte dem Augenblicke. Erinnerungen quälten ihn nicht, und

die Zukunft machte ihm keine Sorgen, denn er hatte ja Geld, das ihn über alle Schwierigkeiten hinaustragen mußte. Das war genug für ihn, fröhlich zu sein.

II.

Antwerpen war der Ort der Einschiffung. Dort war ein Schiff segelfertig, das sie, sobald sie ankamen, an Bord nahm und den Wogen des Weltmeers entgegentrug. So hatte es der Hauptagent seinen Pflegebefohlenen verkündet. Niemand zweifelte dran, da er selbst mitreiste. Ernst Früchtling hatte sich sogleich als Gast der Hauptkajüte angemeldet, und theilte auch auf diesem Schiffe schon den bessern Raum, den der Hauptagent und der Capitän einnahmen, und dem besseren Tisch, den sie sich bereitet hatten.

Der Hauptagent war ein durchtriebener, geriebener Mensch, der schon manche Rolle in der Welt gespielt, und mit einem spitzbübischen Bankerutt seine Laufbahn als Kaufmann einer großen Handelsstadt im Norden Deutschlands beschloffen hatte. Als Spieler hatte er sich dann herumgetrieben, und aus Furcht vor den weitgreifenden Armen der Polizei, wenn sie etwa hinter seine Streiche kommen möchte, war er nach Brasilien gegangen und dort in den Dienst eines mit Negerklaven handelnden Spaniers getreten, und hatte sich dann, als er die sichere Kunde erhalten, daß ihm die Polizei nicht auf den Fersen sei, in dem äußerst vortheilhaften Geschäfte, deutsche Auswanderer für Brasilien anzuwerben, wieder nach Deutschland begeben, wo ihm sein Geschäft nur zu gut gelungen war. Der Schiffskapitän war ein ähnlicher Vogel, nur

noch nicht so tief gesunken, wie der Hauptagent. Das war Ernst Fröchtings Umgang auf der Reise gewesen. —

Beide waren vollkommen einig und Beide hatten schnell Ernst's Wesen durchschaut. Beiden schien es eine prächtige Gelegenheit, den Vogel zu rupfen, wie sie sich ausdrückten; nur war der Zeitpunkt noch nicht gekommen, den sie verabredet hatten. Der sollte noch kommen und — er kam auch. —

Für Ernst konnte es keine angenehmere Gesellschaft geben. Es waren lustige Brüder und zu dieser Sorte gehörte er längst. Beide liebten ein gutes Glas Wein, und das verschmähte Ernst auch nicht, und so war es gekommen, daß die langsame Reise für ihn durchaus keine Langweile hatte. Ein Spielchen fehlte auch nicht, um die Langweile zu vertreiben. —

Was in Brasilien eigentlich sein Plan sei, das hatte er Beiden mitgetheilt, und der Hauptagent bestärkte ihn in dem Plane, nach Diamantina zu gehen und dort im Diamantensuchen sein Glück zu machen.

War auch der Hauptagent genau über die Verhältnisse in Diamantina unterrichtet, so fand er es gar nicht am Orte, noch weniger erkannte er es für eine Nothwendigkeit oder gar für eine Pflicht, Ernst Fröchtings irrige Meinungen zu berichtigen. Er hatte selbst in früheren Zeiten Transporte von Sklaven in die Minen von Diamantina geleitet, und Schleichhandel mit Diamanten getrieben. Er wäre der Mann gewesen, mit der wahren Darstellung der dortigen Einrichtungen die Täuschungen zu zerstreuen, die Ernst's Seele gefangen hielten, aber es lag nicht in seinem ruchlosen Plane, sie zu zerstreuen, vielmehr bestätigte er sie. Nach einer langen, langsamen Fahrt, erreichten die Auswanderer Antwerpen.

Hier aber stellte es sich schnell heraus, daß das Schiff, das die Auswanderer nach Rio de Janeiro, der Haupt-

stadt Brasiliens, bringen sollte, noch lange nicht segelfertig war, und daß geringstens noch acht Tage nöthig waren, dieß zu bewerkstelligen. Ob daran der Hauptagent die Schuld trug oder, wie dieser wenigstens vorgab, der Schiffskapitän, das war nicht zu ermitteln, weil Einer die Schuld auf den Andern warf. Es war dieß sehr schlimm für die Auswanderer, die leicht durch diesen Aufenthalt eine ansehnliche Einbuße an ihrem Reisegelde, und überhaupt an ihrer Habe, erleiden konnten, die für sie schlimme Folgen haben mußte.

Um möglichst keine Reue aufkommen zu lassen, sorgte der Kapitän und der Hauptagent dafür, daß, da das Wetter warm und schön war, die armen Leute unter Zelten am Hafen sich aufhalten konnten, die sie ihnen aus Segeltuch zurecht machten. Da wohnten, kochten und schliefen die Armen, und Antwerpens Bewohner, voll Mitleid mit diesen unglücklichen Bethörten, unterstützten und versorgten sie mit Lebensmitteln, was die Lage der Leute gar sehr milderte und ihren guten Muth erhielt.

Während die Instandsetzung des Schiffes ihren gemessenen, freilich durch den Hauptagenten in Etwas beschleunigten Gang ging, trieb sich Ernst Früchtling in Antwerpens Hafen und Straßen müßig herum. Was die Stadt Sehenswerthes und Merkwürdiges hatte, lag ihm nicht an. Er bummelte in den Straßen umher, aß und trank, was ihm schmeckte, saß heute in diesem, morgen in einem andern Wirths- oder Kaffeehause und kam mit dem Hauptagenten und dem Kapitän wenig zusammen.

Diesen Beiden wurde es unheimlich, weil sie fürchteten, es möchten andere Leute ihres Gesichtes, an denen es in einer Stadt wie Antwerpen auch nicht fehlt, ihr Vögelein rupfen. Sie suchten ihn daher auf, und zwar am Tage vor der Einschiffung, nachdem der Hauptagent

Ernst's Koffer bereits an Bord des Schiffes hatte bringen lassen.

Nach langem Suchen fanden sie ihn sehr vergnüglich bei einer Flasche Wein, die aber nicht die erste war, die er an diesem Nachmittage geleert hatte. Der Wein, den er genossen, fing an ihm zu Kopfe zu steigen, als Beide eintraten.

Sieh' da, rief der Kapitän des Schiffes, das die Auswanderer nach Antwerpen gebracht, als er Ernst endlich erblickte, da sitzen Sie und kümmern sich nicht um uns, und ich will schon morgen mit Tagesgrauen meine Rückreise antreten und wollte Ihnen doch ein Lebewohl sagen! —

Ja, ja, fiel ihm der Hauptagent in's Wort, es ist Zeit, daß wir Sie finden, Herr Fruchting, sonst könnte es kommen, daß Ihr Koffer nach Brasilien reisete, und Sie blieben hier!

Wie so? rief Ernst nicht ohne Erstaunen.

Gi, ganz einfach, erwiederte der Hauptagent; weil Ihre Sachen bereits an Bord sind, wie die der sämtlichen Auswanderer; ja, ich sage Ihnen noch mehr! Die Leute selbst sind schon Alle eingeschifft, und ich laufe schon den ganzen Nachmittag herum, Sie zu suchen. Wir müssen diesen Abend noch an Bord. Der Wind ist günstig und Alles segelfertig! Ernst sprang erschrocken auf. So lassen Sie uns gehen! sagte er. Ich habe das nicht geahnet, glaubte vielmehr, es währe noch einige Tage, ehe das Schiff segelfertig sei.

Nun, so eilt's grade nicht, versetzte der Hauptagent. Wenn wir nur vor Mitternacht an Bord sind; aber ich schlage vor, daß wir in's goldene Anker gehen. Das liegt am Hafen. Hören wir den Signalschuß, so ist es noch Zeit genug! — Sie gingen.

Im goldenen Anker setzten sie sich zusammen, und be-

gannen eine Flasche nach der anderen zu leeren. Endlich schlug der Hauptagent ein Spiel vor. Ernst, der seiner Sinne kaum mehr mächtig war, nahm es gerne an und das Spiel begann hoch. Anfänglich ließen ihn Beide absichtlich gewinnen. Das steigerte seine Leidenschaft von Augenblick zu Augenblick. Bald aber wandte sich scheinbar das Glück. Ernst verlor. Als alle das gewonnene Geld verloren war, schnallte er den Geldgurt los, um das gewichene Spielglück wieder zu fesseln; allein nach wenigen Stunden war Alles verloren, was er besessen hatte. Nun ergriff ihn eine wilde Verzweiflung. Denn soviel konnte er noch etwa begreifen, daß er nun verloren sei. Der Hauptagent tröstete ihn, indem er ihm eine freie Ueberfahrt versprach.

Ernst aber hatte sich so aus allen Fugen geras't, daß er zuletzt, völlig vom Weine umnebelt, bewußtlos hinsank. Jetzt rief der Hauptagent einige Leute herbei, die den bewußtlos Betrunkenen auf's Schiff brachten, das wirklich in der Nacht noch die Anker lichtete und den günstigen Wind benutzte, um möglichst bald die versäumte Zeit wieder einzubringen.

Es war schon Mittag vorüber, als Ernst erwachte und zum klaren Verständniß seiner Lage kam. Er sprang aus seiner Koje, wie man die Schlafstellen auf dem Schiffe nennt, und kam auf das Verdeck.

Sein Anblick war entsetzlich, als er sich überzeugte, daß das Schiff bereits das hohe Meer erreicht hatte und mit vollen Segeln vor dem Winde dahinschoß. Er drohte umzusinken, als ihn der Hauptagent unterstüzte und in die Kajüte brachte, wo Ernst in die heftigsten Anklagen ausbrach und ohne Hehl sagte: Sie hätten falsch gespielt!

Der Hauptagent hörte ihm ruhig zu und als der erste, wilde Ausbruch seiner Verzweiflung vorüber war, sagte er mit Eiseskälte, er solle sich mäßigen und ein

gleiches Wort nicht mehr vorbringen, sonst werde er ihn in Ketten schmieden lassen, denn das Schiff habe er gemiethet und an Bord sei er Herr über Leben und Tod der Auswanderer.

Zum ersten Male durchschaute Ernst diesen verworrenen Menschen. Im Auge desselben las er die Bestätigung dessen, was seine Worte ihn ahnen ließen, und es durchrieselte ihn ein eiskaltes Entsetzen. Jetzt setzte ihm der Hauptagent aus einander, daß er völlig in seiner Gewalt sei. Da er nämlich weder das Ueberfahrts-geld, noch seine Beföstigung bezahlen könne, so wolle er ihm eine Wohlthat erweisen und Beides für ihn bestreiten, aber er, nämlich Ernst, müsse einen Contract unterzeichnen, daß er in Rio de Janeiro oder überhaupt in Brasilien, so lange für ihn, nämlich den Hauptagenten, arbeiten wolle, bis die vorgelegten Reise- und Pflegekosten bezahlt seien.

Ernst war außer sich, als er das vernahm; aber zurück konnte und durfte er nicht mehr, und kein Kreuzer Geld war mehr in seinem Besitze. Was sollte er anfangen, wohin sich wenden? Centnerschwer lag's auf seiner Seele. Er rang die Hände, und rannte wie ein Irnsinniger in der Cajüte umher. —

Der Hauptagent stand da und lächelte satanisch über das gelungene Werk. Endlich sagte er mit Eiskälte: Nun, beliebt's? Oder soll ich Euch an irgend einer unwirthbaren Küste aussetzen lassen und Euch Eurem Schicksale überlassen? — Er zog die Uhr heraus. Ich sage Euch, fuhr er fort, in fünf Minuten muß es klar sein! —

Ernst durchschauerte es; aber er eilte an den Tisch, ergriff die Feder und unterzeichnete den Contract, der in portugiesischer Sprache geschrieben war, die Ernst nicht verstand, und dessen Wortlaut der Hauptagent ihm deutsch vorgelesen hatte.

Ruhig nahm der Hauptagent das Papier und ließ



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Ernst allein. Jetzt that sich der Abgrund vor ihm auf, in den ihn sein unverantwortlicher Leichtsinne gestürzt! — Fern vom Vaterhause hatte er sich in sein Unglück gestürzt. Von dort her war an keine Hülfe mehr zu denken, und alle Hülfsquellen waren dahin. Er war ein Sklave geworden und befand sich in der Hand eines Menschen, dessen ganze Verworfenheit er jetzt erst zu ahnen begonnen hatte. Was sollte aus ihm in Brasilien werden? — Er zerraupte sein Haar. — Als aber dieser Anfall eines Zustandes, der fast völlige Raserei war, nachließ, da brach er in ein lautes Weinen aus. — Jetzt fiel seine Vergangenheit auf seine Seele mit einer zermalmenden Last. Jetzt wurde er ergriffen von einer ihn innerlich zerfleischenden Reue. Zu spät! Dieß entsetzliche Wort durchbeugte ihn mit Entsetzen. — Aber — was war zu thun? — Er war an Bord; er war in der Gewalt eines Menschen, dem Nichts mehr heilig, ja der im Stande war, das, was er gedroht, kurzweg auszuführen und ihn hilflos und mittellos, an irgend einer Küste auszusetzen, und ihn so seinem Schicksale Preis zu geben. Das war denn endlich das Ergebniß seines Sinnens, daß er sich in sein Loos ergeben müsse, wenn er es nicht noch schlimmer machen wolle, als es schon war.

Nach und nach wurde er ruhiger in sich. Er ergab sich in das unvermeidliche Loos — leider — noch immer in einer Weise, die es klar darlegte, daß er von dem Leichtsinne nicht ganz geheilt sei. Er tröstete sich nämlich mit dem Gedanken, daß es in Rio de Janeiro Mittel und Wege geben werde, die Fesseln zu brechen, in die ihn der Hauptagent geschlagen hatte. Mit diesem Gedanken kam wieder der Gleichmuth vergangener Tage zurück.

Bei solchen Naturen, wie Ernst Fruchting eine war, braust einmal das Innere schäumend auf, aber nur zu bald legt sich dieß Brausen ohne alle nachhaltige Wirkung,

namentlich, wenn die Ueberzeugung sich geltend macht, daß — wenn auch für's Erste nichts zu ändern sein möchte, doch im Schooße der Zukunft vielleicht noch ein Hilfsmittel ruhen könne, und an dieß völlig zweifellose „Vielleicht“ klammert sich dann die Seele an, und — es ist doch nur, als ob ein Ertrinkender einen Strohhalbm faßt.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als der Hauptagent wieder in die Kajüte trat. Dem scharfen durchdringenden Blicke dieses geriebenen Menschen war es im ersten Zusammenleben mit Ernst klar geworden, wie er ihn zu taxiren habe. Vielleicht hatte auch der vermeintliche Freund Ernst's, der Unteragent in Rodenbach, in einem Brieflein an den Herrn Hauptagenten des jungen Mannes Art und Weise ihm geschildert, so, daß er ihn schon kannte, ehe er ihn gesehen. Wie dem sei, er hatte Ernst's Seele durchschaut und wußte, daß der Ausbruch wilder Verzweiflung sich wie die Wellen an einem Felsen an der unabänderlichen Nothwendigkeit brechen würde. Seine Rechnung, auf vielseitige Menschenkenntniß gegründet, hatte ihn auch dieses Mal nicht getäuscht.

Sie sind ruhig und vernünftig geworden, sagte er mit einer Kälte, die dennoch Ernst's wiedergewonnenes Gleichgewicht zu zerstören drohte, und so erwarte ich denn, daß ich eine Frage an Sie richten kann, die eine besonnene Antwort heischt. Er hielt einen Augenblick ein und fuhr erst, als Ernst ihn fragend und erwartend ansah, fort: Ich wollte Sie nämlich fragen, ob Sie als Bewohner der Kajüte oder des Zwischendecks die Reise machen wollen?

Was soll diese Frage? fuhr Ernst auf.

Ich stelle sie deswegen, fuhr unverändert der Hauptagent fort, weil Ihnen die Wahl frei steht; nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie als Gast der Offizierskajüte mit einem weit höheren Capitale mir ver-

haftet werden, als es der Fall wäre, wenn Sie es vorzögen, bei den übrigen Auswanderern zu sein.

Ich bin einmal in Ihren Klauen, rief Ernst mit größter Festigkeit, und somit ist es mir völlig gleich, ob Sie mich an den Beinen oder am Kopfe haben.

Mir auch, fiel ihm mit eiskalter Ruhe der Agent in's Wort. Also entscheiden Sie sich. —

Offizierscajüte! rief Ernst aus und wandte sich ab.

Ein spöttischer, höhnischer, ja man konnte sagen, ein teuflischer Blick glitt über den Unglücklichen hin. Er ging zuletzt in ein Lächeln über, bei dessen Anblick es Einen „schüddern“ — der Frost Einen rütteln konnte. — Langsam ließ er die Cajüenthüre zufallen, und ging wieder auf das Verdeck, wohin auch Ernst sich etwas später begab. Dort setzte er sich zu den Auswanderern aus seiner Heimath und plauderte mit diesen, ohne sich um den Hauptagenten zu bekümmern, der ihn nicht aus dem Auge ließ und mit einer gewissen Unruhe und Aengstlichkeit betrachtete.

Diese Unruhe des Hauptagenten erwuchs aus zwei Gründen. Ernst Fruchting war groß, stattlich, kräftig, eine Gestalt, die jedes Auge fesselte. Aus seinen Blicken sah ein reiches Maß von Seelenkräften heraus, auch wohl eine Entschlossenheit, aber nicht jene, die zähe an dem einmal gefassten Entschlusse hält. Der Hauptagent war ein kleiner, dürrer Mensch, mit kahlem Schädel, ob er gleich noch jung war der überhaupt den Eindruck der Armseligkeit und Kraftlosigkeit machte; dagegen sah man ihm die Pffiffigkeit, Verschlagenheit und Schlechtigkeit in dem kleinen, unruhigen Auge an. Hätte er ehrlich sagen sollen, was er dachte, so wär' es die Frucht des schlechten Gewissens gewesen, die Furcht vor Ernst's Rache, vor seinen kräftigen Armen, die ihn, den kleinen, leichten Wicht, nehmen und über Bord schleudern konnten, wo er die Beute der Wellen werden konnte. Das war das Eine,

was ihn quälte; das Andere war noch weitaussehenderer Art. Er traute ihm nicht, daß er die Auswanderer gegen ihn aufwiegele. Wäre eine Meuterei an Bord entstanden, so hätten die Auswanderer, ohne allen Zweifel mit leichter Mühe, die Oberhand gewonnen. — Denn das Auswandererschiff war schlecht bemannt, ob aus Sparsamkeit des Kapitäns, oder weil er keiner Matrosen habhaft hatte werden können, blieb unentschieden. Hätte der Hauptagent in Ernst's Seele lesen können, so wären alle diese Befürchtungen in Nichts zerronnen, denn — soweit dachte Ernst gar nicht. Machte auch das Bewußtsein der entsetzlichen Lage, in welcher er sich befand, anfänglich einen heftigen Eindruck auf ihn, so ging das schneller, als der Hauptagent denken mochte, vorüber. Nur Eins blieb in seiner Seele, eine tiefe Verachtung des Menschen, der ihn arm und elend gemacht. An Rache zu denken lag nicht in seiner Eigenthümlichkeit. Wie alle Leichtsinrige, war er gutmüthig und zum Nachhalten eines Hasses gar nicht geschaffen. — Dennoch beunruhigte den Hauptagenten Ernst's Zurückhaltung gegen ihn, ja die offen zur Schau getragene Verachtung. Er saß stumm neben ihm am Tische; er redete kein Wort mit ihm auf dem Verdecke und mied seine Nähe, soviel er konnte.

Je und dann saß er stille und nachdenklich da, und ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor, dann verglich er seine Lage mit der in der Heimath; dann fragte er sich: Was wird in Brasilien aus dir werden? Wie wirst du die Schuld an den Schurken bezahlen, der dich deiner Habe beraubt hat? — Indessen muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß das nur seltene Augenblicke waren, und daß irgend ein seine Aufmerksamkeit fesselnder Auftritt unter den Auswanderern schnell die Wolken zerstreute, die sich auf seiner Stirne gelagert hatten, und die alte Heiterkeit schnell wiederkehrte.

Auf die Auswanderer hatte er einen, den Hauptagenten immer mehr beunruhigenden Einfluß gewonnen, ohne daß er ihn absichtlich zu gewinnen gesucht hatte. Die Leute erkannten in ihm ein theilnehmendes Gemüth; sie achteten seine größere Einsicht. Wurden sie von dem Kapitän und dem verhassten Hauptagenten verächtlich und geringschätzig behandelt, hochmüthig und abstoßend, so machte Ernst's Theilnahme, seine Freundlichkeit und Bereitwilligkeit ihnen zu helfen und zu dienen, einen desto wohlthuernden Eindruck. Nicht selten nahm er sich gegen Beide ihrer an und vermittelte zwischen ihnen, da er des Französischen kundig war, und der Kapitän nur diese Sprache verstand.

So gelang es Ernst auch ohne Mühe die Streitigkeiten zu schlichten, welche zwischen ihnen selbst hin und wieder heftig sich entzündeten, und ihm gehorchten sie willig.

Das Alles bewirkte nur, daß des Hauptagenten bange Sorge wuchs. Er faßte einen glühenden Haß gegen Ernst, ohne daß er den Muth gehabt hätte, ihn schon jetzt auszuüben, was er sich insgeheim für die Landung in Rio de Janeiro aufsparen wollte. Selbst der Kapitän theilte seinen Verdacht, aber er wollte ihn durchaus nicht sichtbar werden lassen und rieth selbst dem Hauptagenten, durch Freundlichkeit, sowohl gegen Ernst, als gegen die Auswanderer, der Gefahr die Spitze abzubrechen.

So wurde denn Beider Feigheit und Arglist der Grund und die Ursache einer äußerst milden und rücksichtsvollen Behandlung der Auswanderer, die sich darum Alle wohl fühlten und mit ihrer Lage äußerst zufrieden waren. Keiner ahnete, wo die Wurzel dieser Erscheinung lag, aber Alle erfreuten sich ihrer Früchte. —

Sowohl bei der Insel Sanct Helena, wo neue Wasservorräthe eingenommen wurden und wo sich die Auswanderer mit Lebensmitteln versorgten, als am Cap der guten

Hoffnung, der Südspitze Afrika's, wo das Schiff länger sich aufhalten mußte, um einen, während eines Sturmes erlittenen Schaden auszubessern, waren Beide, der Hauptagent und der Kapitän, so rücksichtsvoll gegen die Auswanderer und Ernst, daß allmählig ein besseres Verhältniß sich anbahnte, dem Ernst's Leichtsinne, womit er sich jedem Eindrucke völlig hingab, williglich in die Hände arbeitete.

Er ahnete die Pläne nicht, welche Beide gegen ihn geschmiedet hatten. Arglos, wie er war, nahm er die Beweise von Vertrauen und Wohlwollen als baare Münze hin, und doch verbarg sich hinter den freundlichen Worten die gehässigste Gesinnung.

Die Fahrt war eine der glücklichsten. Keine Windstille von irgendwelcher Bedeutung hielt den raschen Lauf des Schiffes auf. Nur einmal hatte ein schnell vorübergehender Sturm in der Nähe der so sehr gefährlichen Tafelbai und des Vorgebirges der guten Hoffnung das Schiff heimgesucht und ihm einen, an sich nicht sehr erheblichen und leicht zu heilenden Nachtheil gebracht. Wie vollgepfropft auch das Schiff war, keine Krankheit suchte die Schiffenden heim, ja, was vielleicht bei einer so zahlreichen Menschenfracht zu den allersehrsten Thatsachen zu rechnen sein dürfte, kein Todesfall kam auf der ganzen, langen Reise vor. Keine Unzufriedenheit, kein Hader von erheblicher Art störte die Ordnung und die fröhliche Stimmung an Bord, vielmehr klangen frohe und ernste Lieder gar häufig an Bord und gaben Zeugniß von dem guten Muth, den frohen Aussichten und der zufriedenen Stimmung an Bord. Diese gute Stimmung wurde, da die Fahrt eine verhältnißmäßig rasche war, auch nicht durch Mangel an Lebensbedürfnissen getrübt. Der Kapitän hatte selbst in der Capstadt Vorräthe einschiffen lassen, wie es in ähnlichen Fällen fast niemals geschieht, um, wenn etwa ein Nothfall einträte, Uebelständen begegnen

zu können, die, bei dem Argwohne gegen Ernst Früchtling, Ausbrüche widerwilliger Gesinnung hätten zur Folge haben können.

Als vollends der Kapitän erklärte, daß vielleicht schon morgen, längstens einen Tag später, die Brasilianische Küste in Sicht kommen würde, da hoben sich die Herzen in fröhlichster Hoffnung. Er hatte richtig prophezeit, und ein lauter Jubel begrüßte den Anblick der blauen Berge der neuen Heimath, und als vollends das frische Grün der herrlichen Palmen der Küste sichtbar wurde, da begrüßte ein lauter Jubelruf das Land der sehnsuchtsvollen Erwartung. Bei Allen? — Nein! Vielen fiel die Entfernung von der theuern Heimath erst jetzt aufs Herz mit vollstem Gewichte; Vielen kam es jetzt erst zur klaren Erkenntniß, daß die theure, traute Heimath nun für diese Welt für sie dahin sei und dieses Erkennen weckte das Heimweh in ihren Gemüthern und die Sehnsucht nach Denen, die sie dort zurückgelassen, und für deren Wiedersehen für diese Welt der Stern der Hoffnung untergegangen und nur dem Glaubensauge noch eine Andre entgegenlächelte, wenn überhaupt diese Welt mit ihrer erträumten Herrlichkeit zerrann. Das Wiedersehen in jener Welt.

Zu denen, welche der Vergangenheit mit inniger Wehmuth, der Zukunft mit bebendem Herzen entgegen zu sehen begannen, gehörte jetzt Ernst Früchtling. Die Ungewißheit, was aus ihm werden, wie er die bedeutende Summe, die er dem Hauptagenten schuldete, rückzahlen sollte, und die Gewißheit, daß er einem tückischen, böshaften und verworfenen Menschen hingegeben, willenlos hingegeben sei, begann jetzt ihr Gewicht geltend zu machen. Er saß allein in der Kajüte, wenn das herrlichste Wetter und der schönste Anblick des allerdings reichgesegneten Landes so Viele auf das Verdeck lockte, als nur irgend der Raum

und der Dienst der Matrosen erlaubte. Trübe, düstre Gedanken beschlichen seine Seele. Was er bisher von sich weggeschertzt hatte, das kehrte jetzt mit verstärkter Macht wieder. Die Reue, seine Heimath, seine Familie, sein Vaterhaus verlassen, sich leichtsinnig in die Lage gestürzt zu haben, deren schwere Folgen er zu ahnen begann, ergriff ihn jetzt mit einer Stärke, die ihm den frohen Muth am Tage, die Ruhe in der Nacht raubte.

Mitleidlos, ja mit rachsüchtiger Genugthuung für die ausgestandene Angst, bemerkte der Hauptagent diese veränderte Stimmung und nur die theilnehmenden Auswanderer, die seine Lage nicht kannten, suchten ihn tröstend aufzurichten.

III.

Das Schiff warf endlich Anker auf der Rhede von Rio de Janeiro. Eine neue Welt that sich vor den Blicken der erstaunten Auswanderer auf. Viele erblickten hier zum ersten Male Neger, Schwarze, und erschraßen nicht wenig bei ihrem, in ihren Augen grauenhaften Anblick. Aber schnell gewöhnten sie sich an diese Erscheinung, und die Früchte, welche sie zum Kaufe brachten, die in den Augen der gutmüthigen Rheinländer nur im Paradiese wachsen konnten, söhnten sie mit dem grauenvollen Anblick der Neger und dem der Menschen der aller verschiedensten Hautfarbe aus, die vollends eine Sprache redeten, von der ihnen jedes Verständniß abging, die aber dennoch die Zeichen begriffen, welche als Verkehrsvermittlung in Anwendung gebracht wurden.

Nachdem die Untersuchung des Gesundheitsstandes der Ankömmlinge auf's Zufriedenstellendste beendet, die Schiffs-

papiere in bester Ordnung gefunden worden waren, schiffte sich unbemerkt der Hauptagent mit den kaiserlichen Beamten ein, und wurde am Bord des Schiffes nicht wieder gesehen. Als man nach ihm fragte, sagte der Kapitän sehr freundlich, er sei in die Stadt, um dem Kaiser die glückliche Ankunft des Auswandererschiffes zu melden, und die Anordnungen für die vorläufige Unterkunft der Auswanderer zu treffen.

Noch einen ganzen Tag mußten sich die Schiffsmüden gedulden. Sie hatten erwartet, das Schiff werde in den Hafen einlaufen, um die Ausschiffung bequemer zu vollziehen, allein es blieb auf der Rhede vor Anker, und viele kleine Schiffe und Schaluppen legten an Bord bei und in diese wurden die Auswanderer mit ihrem Gepäck geladen und an's Ufer gebracht. Begreiflicher Weise ging das sehr langsam von Statten. Eine Liste, welche der Hauptagent aufgestellt, diente dem Kapitän als gesetzliche Form, von der er durchaus nicht abwich. Wie auch Manche drängten und trieben, sie mußten warten, bis die Reihe an sie kam.

So leerten sich in den folgenden Tagen allmählich die Räume des Schiffes. An Ernst kam die Reihe nicht, und als er endlich darnach fragte, rief ihm mit finstern, drohendem Blicke und rauhem, heftigen Tone der Kapitän zu: Ihr kennt Euren Contract, habet es ruhig abzuwarten, bis die Reihe an Euch kommt; allein es waren bereits zwei Tage vergangen. Am Morgen des dritten Ausschiffungstages lichtete das Schiff die Anker und segelte eine bedeutende Strecke weiter rechts an der Küste hinauf und ging einem Indianer-Dorfe gegenüber, vielleicht zwanzig bis dreißig Meilen rechts von Rio de Janeiro gelegen, auf einer vortrefflichen Rhede vor Anker.

Was das bedeuten sollte, begriff Ernst nicht, ebenso wenig, warum er nicht in Rio de Janeiro ausgeschifft

worden war. Fragte er indessen den Kapitän, so wies der ihn mit schönen Worten ab; denn jetzt, wo Nichts mehr von seinem Einflusse auf die Auswanderer zu befürchten war, kehrte der rohe Kapitän seine ächte und rechte Seite, die jene freundliche nicht gewesen war, gegen ihn heraus und Ernst wußte sich in seiner und des Hauptagenten Hand und — mußte schweigen. —

Um aber das zu begreifen, was mit dem Verlassen der Rhede von Rio de Janeiro beabsichtigt worden war, müssen wir einige Tage zurückgehen und den Hauptagenten auf seinen verschlungenen Wegen begleiten.

Allerdings hatte er vertragsmäßig sowohl gegen die Auswanderer, als gegen die Regierung sich verpflichtet, die Auswanderer bis zu der Stelle zu fahren, wo die Colonie Leopoldinia ihr Landgebiet haben sollte. So wenig er taue, so lehrte ihn doch die Feigheit Alles das vermeiden, was seinen Vortheil beeinträchtigen, seine persönliche Sicherheit gefährden konnte. Er eilte daher an's Land, um allerdings für die Unterkunft der Auswanderer zu sorgen. Das gelang ihm übrigens wohlfeil und schnell, denn in Rio de Janeiro, wo der Sklavenhandel noch im schönsten Schwange geht, dessen sich die Teufel in Menschengestalt erfreuen können, die man „Sklavenhändler“ nennt, befinden sich meist in der Nähe Dertlichkeiten, welche den Halbkreis des schönen Hafens umgeben, besonders aber rechts, wenn man in den Hafen einfährt. Eine große Zahl gewerblicher Anstalten und Niederlassungen, aber auch eine bedeutende Ausdehnung nehmen große, weite, leere Schuppen ein, deren vier niedre Wände ein flaches, mit Schilf oder Maisstroh, wohl auch mit Palmenblättern bedecktes Dach tragen. Innerhalb derselben ist weder Tisch, noch Bank, noch Stuhl; wohl aber ent-

deckt man, wenn man in das unsaubere Innere tritt, mehrere bis zum Dache reichende Stöße von Matten, die aus Bast gewoben oder geflochten sind. Der Fußboden ist eben der Boden, die Erde, auf der wir alle wandeln, wenn wir die Straßen der Städte verlassen haben, nur war er hier festgestampft, wie eine Tenne. Gekehrt, gereinigt werden diese Räume nie. Wer sollte sich die Mühe nehmen? — Bleiben die Straßen der Hauptstadt, durch die des Königs Wagen und Karossen rollen, nie gekehrt; häuft sich dort der Schmutz und Unrath, daß er bei Regen wie eine Sumpfstelle sich bewegt, ohne abzufließen, aber stets geneigt ist, eines Menschen Gebeine bis zur Hälfte des Leibes sanft in sich einsinken zu lassen — in trockener Jahreszeit aber sich zu einem staubigen Feldwege zu gestalten, um bei jedem Tritte Wolken Staubes aufwirbeln zu lassen, jederzeit aber einen Athem aushaucht, der den menschlichen ausgehen machen könnte, wer möchte sich um Stätten kümmern, da man eine Waare unterbringt, die man mit dem Kunstausdrucke: Ebenholz bezeichnet.

Nun wissen aber die Meisten meiner lieben Leser, daß das Ebenholz ein in Afrika wachsendes, steinhartes (von Neben-Stein stammt der Name her) inwendig natürlich-schwarzes Holz ist, das auch bei uns sehr hoch gehalten ist, und zu vielerlei nützlichen Dingen verarbeitet wird, wobei denn schon Manchem der Gedanke kommt: Sollte nicht der bildliche, aber abscheuliche Ausdruck: Ebenholz soviel bedeuten, als Neger? Nun wäre der auf der richtigen Fährte. Der gefühllose Sklavenhändler ist es, der dies Wort für den unglücklichen schwarzen Afrikaner erfunden hat, den er als Waare kauft und verkauft. Kommen nun die Sklavenschiffe in Rio de Janeiro an und die Sklavenhändler haben ihren Bedarf gekauft, so hausen die armen Neger in diesen Schuppen, wo die Wärme des

Klima's eine weitere Sicherung gegen den etwa schädlichen Einfluß der Bitterung nicht nöthig macht. Da erlaubt man ihnen bei dem Tamtam, einer großen Trommel, und dem Goy, einer schrillen Pfeife; ihre Tänze zu halten, die sie denn auch üben bis zur völligen Erschöpfung, um — die Gedanken an und das tiefe Weh um die verlorne Heimath zu unterdrücken. Zum Ruhen und Schlafen werden die Bast und Schilfmatten auf der Erde ausgebreitet, denn weitere Bequemlichkeit beansprucht der Neger nicht. —

Grade in der Zeit, da das Auswandererschiff angekommen war, hatte die Regierung einige Hundert Sklaven gekauft, um sie in die Diamantenwäschereien nach Diamantina, in der Provinz Matto grosso, zu senden, wo die natürlichen Blattern ausgebrochen waren und fast alle Neger, welche dort beschäftigt gewesen waren, hinweggerafft hatten. Das ganze, mächtige Werk war in das Stocken gerathen, und die Regierung hatte alle Sklavenvorräthe weggekauft und somit waren die sämtlichen Sklavenschuppen leer und ein Aufenthalt für die Auswanderer gefunden. An ein Reinigen dieser Räume wurde nicht gedacht. Mochten es die Auswanderer thun, wenn sie das Bedürfniß fühlten! Alle Geschäfte des Hauptagenten waren beendet, bis auf Eins, das ihm schwerer auf dem Herzen lag, als jedes Andre, weil es mit Schwierigkeiten verknüpft war, aber dennoch ihm einen Gewinn sicherte, der bei ihm schwer in die Waagschale fiel. Neben einem dieser geräumigen Sklavenschuppen lag ein nettes Haus, beschattet von einigen Mangobäumen und einer Gruppe prachtvoller Cocospalmen. Nach der Seite des Hafens war die Vorderseite des Hauses gerichtet, wo in weiten Bogen die Stadt, und in der Ferne, am entgegengesetzten Ende des weiten Hafenbeckens, der kaiserliche Palast mit seinen hohen Gebäuden, Thürmen und Kuppeln herüber

leuchtete. Der Hafen mit dem Mastenwalde, an dem die Wimpel aller Nationen, die Seehandel trieben, im leisen Hauche der Lüfte flatterten, mit seinen ungeheuern, massenhaften Schiffen, seinen Tausenden von Booten, die hin- und herschossen auf der sanft gekräuselten Fluth; die ferne Rhede mit den dort vor Anker gegangenen Schiffen, das Alles gewährte einen wunderbaren Anblick und konnte Tage lang dem Unterhaltung gewähren, der hier im trägen Nichtsthum des südlichen Lebens seine Zeit zu verträumen, Lust hatte. Dazu eignete sich ganz besonders die Verandah welche an der Vorderseite des Hauses hinlief.

Diese Verandah's sind unerläßliche Bedürfnisse im Süden. Es sind Vorbaue vor dem Hause, welche aus leichtem Balkenwerke bestehen und mit duftig blühenden Rankenpflanzen so dicht bezogen sind, daß sie, ohne dem Wehen der Lüfte den Eingang und Durchgang zu wehren, jeden Strahl der sengenden Sonne abhalten, und so den lieblichsten Aufenthalt gewähren, den man in diesem heißen Klima und Lande wünschen kann.

Unter der dichtbelaubten, erquickende Kühle bietenden Verandah des gedachten Hauses saßen an dem Nachmittage desjenigen Tages, an dem der Hauptagent das Schiff mit den Hafenbeamten und dem Arzte verlassen hatte, zwei Männer, vor denen eine Tasse starken Kaffee's dampfte und die Beide sehr vergnüglich ihre Indianerpfeife köstlichen Tabaks rauchten. Beide trugen weite, weiße Musselinhosen und eine dergleichen weite Jacke und ungemein breitkrämpige Sombrero's oder Schattenhüte von den Fasern des Palmbaumes, wie sie in der Stadt Panama geflochten werden, leicht, fein und zweckdienlich. Der, welcher dem Hauptagenten gegenüber saß, war der reiche Sklavenhändler Ribeiro, ein Mann, dessen schonungslose Härte, pfiffige Klugheit und unersättliche Habgier in Rio de Janeiro

ebenso zum Sprüchworte geworden war, wie sein unermesslicher Reichtum.

Freilich, sagte er zum Hauptagenten, der dummste Streich, den du seit Jahren gemacht, ist der, um drei Tage zu spät hier einzulaufen!

Wie konnte ich ahnen, rief ärgerlich werdend über den derben Vorwurf Ribeiro's, der Hauptagent. Wie konnte ich ahnen, daß du alle deine Sklavenmagazine mit einem Rucke leeren würdest?

Freilich, verbesserte Ribeiro, aber unangenehm ist es und bleibt es. Was sollen wir mit dem Menschen anfangen?

Wir? fragte lachend der Hauptagent. Was geht mich dein Geschäft an? Du hast ihn uns abgekauft. Er ist dein. Sieh du zu, wie du ihn fortbringst! Aber hast du denn die ganze Zahl der Sklaven liefern können?

Halt! rief Ribeiro. Du machst mich da auf einen Umstand aufmerksam. Einer, gerade Einer fehlte an der Zahl derer, die gefordert wurden! —

Wer fährt die Sklaven? fragte, verschmüht lächelnd, der Hauptagent.

Niemand anders als der dicke Pietro da Monte, der meine Transporte stets befördert, entgegnete der Sklavenhändler.

Ach, den kenne ich, sprach der Hauptagent. Der übereilt sich nicht. Wo können sie sein?

Wer kann das sagen? versetzte der Sklavenhändler. Aber du hast Recht, wenn du glaubst, er übereile sich nicht. Ich glaube es auch. Wie er seine Fleischmasse vor der Sonnenhitze sichere, ist ihm wichtiger, als das Ziel der Reise zu erreichen, und an Lebensmitteln fehlt es ihm nicht. Zwei Tagereisen, das ist Alles. Könnte man den Weißen bei dem nächsten Indianerdorfe landen — dann — wäre es am Ende noch möglich, sie einzuholen.

Warum denn nicht? rief der Hauptagent. Ich sende dem Kapitän die Weisung zu, dorthin zu segeln und sich dort vor Anker zu legen!

Dann ist geholfen! sagte freudig Ribeiro und zog an einer Klingel.

Ein Neger trat eilig aus dem Innern des Hauses in die Verandah und harrete des Befehles seines Herrn. Geh', aber eile dich, und rufe den Arriero Gasparini!

Der Neger entfernte sich, um den bezeichneten Maulthiertreiber oder Arriero, herbeizurufen.

Das Gespräch der beiden Männer dauerte fort. Nach einer halben Stunde kam der Neger zurück, begleitet von einem Manne von mittlerer Größe, aber ungemein kräftigem, gedrungenem Körperbaue. Seine Kleidung bestand in einer kurzen Jacke aus leichtem, braunem Leder. Um den bloßen Hals war ein leichtes, grellrothes, seidenes Halstuch lose geschlungen. Die Hosen waren sehr weit, aus demselben Stoffe, wie die Jacke, und reichten nur Etwas unter das Knie. Lederne Gamaschen deckten den Fuß Knie abwärts. Um den Leib war eine rothe, breite, oft umgewundene Schärpe geschlungen, in der ein Messer mit silberverziertem Griffe auf der einen, auf der andern Seite ein Peitschenstiel steckte, dessen aus Leder geflochtene Peitschenschnur künstlich zusammengewickelt war. Den von reichem, glänzend schwarzem Haare umwallten Kopf deckte ein Palmsombrero, dessen einst schneeweiße Farbe längst in ein dunkles Braun übergegangen war. Das Gesicht sah frisch aus, aber seine Farbe war olivengrünlichbraun und die glänzenden schwarzen Augen sahen wild, trotzig und muthig in die Welt. Er grüßte leicht, als er unter die Verandah trat und fragte: Was wollet Ihr von mir?

Gasparini, sagte Ribeiro, ich habe von meinem Freunde da einen weißen Sklaven gekauft, der noch dem Trans-

porte des dicken Pietro da Monte zugesellt werden soll. Willst du ihn dahin bringen?

Warum nicht? war die kurze Antwort.

Aber er muß reiten, sonst erreichst du sie nicht vor Diamantina.

Dafür lasset mich sorgen! sagte Gasparini. Wo ist er? —

Er wird im nächsten Indianerdorfe an der Küste dir übergeben.

Ist der Kerl wild? fragte er weiter.

Das ist er, erwiederte der Hauptagent.

So muß er gefesselt werden! Gut! Was zahlet Ihr? stieß kurzabgebrochen der Maulthiertreiber hervor.

Ribeiro nannte eine Summe, die dem Maulthiertreiber zusagte. Er reichte Ribeiro die Hand und dieser schlug ein.

So war der Handel abgemacht. Die näheren Umstände wurden noch besprochen und der Maulthiertreiber auf den Abend bestellt, um den Brief zu empfangen, der ihn beglaubigen sollte bei dem Kapitäne, von dem er den Sklaven bekommen sollte, und er ging, um seine Vorkehrungen zu treffen.

Der Hauptagent trat mit Ribeiro in das Haus und schrieb zwei Briefe. Den Einen empfing ein Bootführer, welcher sein Boot sogleich bestieg, um dem Schiffe zu folgen und dem Kapitäne die nöthigen Weisungen zu bringen. Das Boot war segelfertig, der Wind günstig und bald tanzte es auf den Wellen und flog, vom Winde getrieben, auf dem Meere dahin.

Das wird bald das Schiff erreichen, sagte Ribeiro, dem fliegenden Boote mit seinem geschwellten Segel nachsehend.

Dann wird Alles gut, sagte darauf der Hauptagent, vergnüglich die Hände reibend.

Reiten wir nun zur Stadt, mahnte Ribeiro, damit ich



den Sklaven anmelde, den ich noch nachliefere, um meine Zahl voll zu machen!

Bald darauf führten zwei Neger zwei prächtig aufgeschirrte Maulthiere herbei. Die beiden Männer saßen auf, und waren bald den Blicken entschwunden.

Das Boot hatte sein Ziel zeitig erreicht. Am andern Morgen sandte der Kapitän einen Matrosen an's Land, der den Brief des Arriero zurückbrachte. Als ihn der Kapitän gelesen, sagte er barsch zu Ernst: Macht Euch zur Landung fertig.

Wohin werde ich gebracht? fragte dieser.

Das werdet Ihr am Ufer hören, versetzte unmutig der Kapitän. Macht's kurz! —

Ernst sah, daß hier nicht viel Federlesens zu machen sei. Er ging schnell in den Raum, legte Wäsche und Kleider an, setzte seinen breitkrämpigen grauen Filzhut auf, steckte seine Pistolen zu sich, und trat wieder auf das Verdeck.

Euer Boot ist bereit! sagte der Kapitän. Steiget hinab. Lasset erst meinen Koffer holen, erwiederte Ernst.

Der wird Euch nachgeschickt, war des Kapitäns Antwort. —

Ich gehe nicht von der Stelle, bis er mit mir eingeschifft wird! rief Ernst auffahrend.

Der Kapitän winkte. Zwei der kräftigsten Matrosen ergriffen Ernst wie einen Federball und brachten ihn die Falltreppe hinab in's Boot. Vergebens wehrte er sich gegen die riesig starken Seelente. Im Augenblicke war er im Boote, und all sein Sträuben blieb erfolglos.

Wüthend riß er seine Pistolen heraus, aber ein Schlag von Einem der Matrosen — und die Pistole lag im Meere, die Andre flog, ihm rasch entrisSEN, der Ersten nach, — und ein Schiffstau um seine beiden Arme geschlungen, fesselte diese so eng an den Leib, daß er sich

nicht regen konnte. Sein Zorn war fürchterlich, aber er half ihm Nichts. Die gleichmäßigen Ruderschläge brachten das Boot an's Ufer. Der Arriero wartete schon, und sah lächelnd dem Boote entgegen.

Er sah die Wuth in Ernst's Gesicht, das Tau, das die Matrosen hielten, und schnell ergriff er zwei eiserne Handschellen, welche unter Beihülfe der Matrosen dem Unglücklichen angelegt wurden; dann hoben sie ihn auf ein Maulthier, dessen Zügel der Arriero ergriff, nachdem er sich auf das andre Maulthier geschwungen, und im saufenden Galoppe ging es durch die enge Gasse der Indianerhütten, dem Walde zu, der sich hinter dem Dorfe in endloser Weite ausdehnte. Ein schmaler Weg führte hindurch und immer im Galoppe ging es weiter. Der Arriero sah sich nicht ein Mal nach Ernst um.

Ernst war außer sich. Er sah nun klar ein, daß ihn der schändliche Hauptagent als Sklaven verkauft haben mußte; daß ihn der Schurke, im Bunde mit dem Kapitäne, seiner sämmtlichen Habe beraubte, und ihn seinem Elende Preis gegeben. Vergebens waren die Ausbrüche des wildesten Zornes. Der Arriero sah nicht nach ihm um. Er sang ein Liedlein oder rauchte seine Pfeife und war taub gegen Alles. Als aber der Gefangene nicht aufhörte zu schreien und zu toben, nahm er die Peitsche, entrollte die Lederschnur und hieb sie, ohne ein Wort zu reden, mehrmals mit solcher Gewalt über Ernst's Rücken, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie. Das aber rührte den Arriero nicht, er deutete ihm nur an, er solle schweigen, sonst würde er von seinem Zuchtmittel noch stärkeren Gebrauch machen, dann schwieg er, und setzte seinem Maulthier die großen Spornräder in die Seite und wieder ging es im saufenden Galoppe tiefer in den finstern, dichten Urwald hinein, wo tiefes Schweigen herrschte.

Es war für Ernst ein Glück, daß er in seiner Vater-

stadt das Reiten gut gelernt und viel geübt hatte, denn hier, wo seine Arme eng gefesselt waren, würde er jedenfalls herabgestürzt sein, wenn er es nicht gekonnt hätte. Der Arriero nahm nicht die geringste Rücksicht auf ihn und trieb nur fort und fort sein Thier zur rasendsten Eile an.

IV.

Jeder Sturm muß austoben und dann tritt eine Windstille ein. So ist es draußen in Gottes Welt, wie wir es erfahren haben so viel tausend Mal; so ist es aber auch in der Menschenbrust, und das sagt uns ja auch eine reiche Erfahrung. Das erfuhr auch Ernst. Ein Aufruhr seiner Seele war das gewesen, wie er nie Einen erlebt, und wer konnte strenge genommen es ihm verdenken?

Der Vertrag, so hatte der Hauptagent gesagt, sollte nur darin bestehen, daß Ernst mit den Auswanderern nach der Niederlassung Leopoldinia gebracht, dort aber — entweder in den Diensten eines Auswanderers, oder der Regierung so lange gegen Lohn arbeite, bis die Summe abverdient sein würde, die er dem Hauptagenten schuldete; aber, statt ihn mit den Auswanderern zusammen zu lassen, wurde er gewaltsam, ohne zu wissen wohin, weggebracht und noch überdies auf die betrügerischste Weise aller seiner Habe beraubt! Es war empörend, das ist gewiß, ja daß ihn der Hauptagent wirklich als Sklaven an Ribeiro verkauft, das war das Schrecklichste, was ihm zugefügt werden konnte, und daß dieß geschehen sei, war auch ihm außer allem und jedem Zweifel. Da war der wildeste Aufruhr in der Seele erklärlich und begreiflich; aber auch dieser Sturm legte sich und ging in eine Betzweiflung über, die ihn stumpf und gleichgültig gegen

Alles machte, in der er den Tod willkommen heißen hätte. — Dennoch — auch dieser Zustand konnte nicht dauernd sein. Die Hand Gottes hatte sich auf sein Haupt gelegt, und Gottes Mühlen, die bekanntlich, wie das Sprüchwort sagt, rasch und rein, aber im Verborgenen mahlen, begannen in ihm ihr Werk.

Die Zucht ist der Weg zum Leben. So steht's geschrieben: Sprüchwörter Salomon's 6, 23 und Capitel 10, 7. Wo solche Zucht fehlte, da würde das Menschenherz zum Unheile für die Brüderwelt werden und an und für sich selber sittlich untergehen; aber der Herr, der nicht will, daß auch nur Einer verloren gehe, schläft und schlummert nicht. Sein Arm ist nicht verkürzt und seine Vaterzucht hebt an, da, wo das wilde Menschenherz den dunkeln Abgrund vor sich sieht, und verzweifeln zu müssen glaubt unter der Bürde, die es drückt.

In einen Strom reicher Thränen löste sich der wild-entbrannte Zorn auf. Anfänglich war es die ohnmächtige Gluth dieses Zorns und es waren keine Thränen, die gleich sind dem sanften Frühregen, der befruchtend auf die Aue fällt; aber kommt nicht der Herr bald im Sturme, der reißend dahinbraust, bald im milden Säuseln des Lusthauchs? Kann es eine Menschenseele sagen, wann und wo dieses Säuseln des Gottesgeistes beginnt? Wann es die Thränen des Zorns in Thränen einer das Herz tief erschütternden Wehmuth wandelt?

Ernst's Seele lehrte zu jener Stille zurück, die man sonst wohl im Leben Erschlaffung nennt, die aber ein Uebergang ist zu einem innern Erwachen, das jene göttliche Traurigkeit über die Menschenseele breitet, davon Paulus, der Apostel, redet, und von der er sagt, daß sie eine Reue gebäre, die Niemanden gereuet. Solche Traurigkeit kam über ihn und seine Throne wurden milde, wenn sie auch rannen und rannen

in immer sich erneuernden Strömen. Es war zunächst seine Entsetzen erweckende Lage, die vor sein inneres Geistes-
auge trat. Er war als Sklave verkauft, daran war nicht
mehr zu zweifeln; verkauft in einem Lande, wo ihn die
Sprache von allen Menschenherzen schied; wo Sklaverei
sein Loos bis zum letzten Hauche des Lebens war, wo er
keine Gerichte aufsuchen konnte zu seinem Schutze. —

Und wie schlau hatte es der Hauptagent eingefädelt,
daß er ihn nicht nach Rio de Janeiro kommen ließ, wo
die Consulu wohnten, bei denen er vielleicht Rettung aus
den Klauen dieses Menschen hätte finden können? —

Wem er angehörte, wohin man ihn brächte, was aus
ihm werden würde, wo ihm die Sklavenarbeit zugetheilt
werden würde und welche? das Alles lag in ein Dunkel
gehüllt, das nur Ein Auge durchdrang — das Auge
dessens, vor dem die Finsterniß Licht ist.

Das aber fiel jetzt mit einem Gewichte auf seine
Seele, das sie völlig niederdrückte.

Die Bucht hob an. Die Mühlen Gottes begannen
ihr unsichtbares Mahlen. Der Hauch, der durch seine
Seele zog, war ein Säuseln der Gnade Gottes, des Arztes
in Israel, des Heilandes, der eine wunde Seele heilen
und retten wollte. Und diese Seele, eben noch aus allen
Fugen gehoben durch die wildeste, ja rasendste Leidenschaft,
verschloß sich nicht gegen dieß geheimnißvolle Walten. Das
völlige Verlassensein kam über ihn mit dem unaussprech-
lichen Gefühle des Jammers und Wehes.

Wenn der Dichter Tiedge sagt:

„Das Herz bedarf ein zweites Herz;

„Getheilte Freud' ist doppelt Freude,

„Getheilter Schmerz ist — halber Schmerz“

wer hätte es nicht schon erfahren? Wer hätte nicht die
unaussprechbare Sehnsucht gefühlt, das vom Weinen so

müde Haupt an eine theilnehmende, treue Menschenbrust zu legen? —

Dieses Sehnen durchzog Ernst's Seele und hinüber über des Weltmeers Einöde zogen seine Gedanken zu — Vater und Mutter — den treuesten Herzen, die wir auf Erden haben, die keine Selbstsucht hält, die sich dahingeben für das Kind, ohne zu fragen, ohne kalt zu berechnen, wie es sonst wohl die kalten Herzen zu thun pflegen, auch wenn sie einmal aufwallen im bessern Gefühle. O wär' ich bei Euch geblieben! rief's in seiner Seele. O wär' ich bei Euch! klang's nach in wunderbarem Tone, wie wenn der leise Hauch der Lüfte durch die Saiten einer Aeolsharfe zieht. — Aber des Weltmeers ungeheure Fläche trennte ihn viele Tausende von Meilen von diesen Herzen, die den reichsten Quell der Liebe in sich trugen. Vergebliches Sehnen! Sein Haupt sank auf die Brust und leise quoll's aus seinen Augen und die Zeugen tiefen Wehes, gewaltig die Brust hebende Seufzer arbeiteten sich aus dem Innersten heraus. —

Wie wenig war' ich aber dennoch ihrer Liebe werth! Das war ein Gedanke, der sich unmittelbar an den ersten anreihete. — Da wandte sich das innere Auge rückwärts. Die ganze versäumte Jugend; die versäumte Jünglingszeit breitete sich, wie eine weite Gegend, mit weiter Fernsicht vor seinem Blicke aus; aber sie war nicht beleuchtet von heiterm Morgensonnenlichte; nicht einmal von dem Golde einer untergehenden Sonne; Wolken, düstre, dunkle Wolken, die ein Gewitter in ihrem Schooße tragen, breiteten sich drüber aus — und — das Gewitter brach hervor. Grelle Blitze warfen ihre Schlaglichter hier und dorthin, daß einzelne Punkte grell erleuchtet wurden für das inwendige Auge des Geistes. Der Donner brach los, der gewaltige Donner, nicht droben am Himmel, sondern drinnen im Gewissen, der so schauerlich hallet! —

Alle die Kümmernisse, die er den armen — dennoch in Liebe treu bleibenden, opferwilligen Aelternherzen bereitet hatte in dem Uebermaße heillosen Leichtsinns, unbesonnenster Verschwendung, unbedachtester Vergeudung der edelsten Saatzeit für das Leben und die Zukunft — alle diese Erinnerungen traten jetzt in's Licht -- in ein Licht, wie es niemals seine Seele erleuchtet hatte. — — —

Und wie er so die Tage an sich vorübergehen ließ, da erschienen sie ihm als solche, von denen er sagen müsse, wie es in der Schrift in den Tagen des Alters heißt, sie gefallen mir nicht. Er hätte in diesen Augenblicken Alles darum gegeben, wenn er sie hätte zurückerufen, zurückerkaufen können; aber sie waren gegangen zu denen, die da waren, und ist kein Wiederkommen, — —

Wie konnte er bei solcher innerlicher Selbstschau des letzten Scheidens von den Seinen gedenken, ohne sich selbst auf's Herbeste anklagen zu müssen? Hatte er sie nicht durch sein Weggehen einer Stütze beraubt — die ihr annäherndes Alter heischte, die sie aber freilich an ihm, dem leichtsinnigen, leichtfertigen, verschwenderischen Sohne nicht gehabt? Und dennoch hatten sie ihn gewarnt, gebeten, beschworen, nicht zu gehen; hatten Alles aufgeboten und ihm vorgestellt, was ihn zum Bleiben in der Heimath und im Vaterlande hätte bewegen können. Er war's, der widerstanden, der im thörichtesten Wahne fortzog. — Und hatten sie ihn nicht ausgerüstet, wie die Liebe sie gelehrt, reichlich, fast über das Maß dessen, was ihnen geboten war? Er konnte ruhig zusehen, wohl prüfen, und dann seinen Lebensweg wählen, so waren seine Geldmittel, und sein Leichtsinn lieferte ihn in die Hände verworfener Menschen, machte ihn zum — Sklaven! —

Da war's als hätten gierige Geier in sein Herz mit spitzem Schnabel und scharfen Klauen. Was stand ihm Alles bevor und wo lag das Ende — ? — Im Grabe!

sprach's in ihm, da ist die Freiheit für dich! — Und wieder rannen seine Thränen.

Die Hitze stieg mit jeder Minute. Die Waldluft war dumpf und heiß, wie in einem Backofen. Er konnte oft kaum athmen. Die Schönheit der riesigen Stämme, die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Lianen oder Schlingpflanzen, die Baum mit Baum verbanden und mit Blumengewinden Alles umrankten, Stamm und Aeste, selbst der Wohlgeruch, den sie aushauchten — es ging das Alles an ihm vorüber, denn seine innere Stimmung machte ihn dafür unempfindlich, und es war die Außenwelt für ihn kaum da. Allein nur zu bald wurde er durch andre Ursachen an sie, an seine Leiden erinnert, denn die Hände schwellen ihm an, weil die Handschellen sie preßten, sie blutig rieben; eine andre Qual bereitete ihm der eigenthümliche, harte Holzsattel, der nur mit Büffelhaut überzogen war, und der Durst begann ihn unsäglich zu quälen. Alle diese Leiden waren indessen klein und unbedeutend gegen eine andre Qual, die vollkommen unerträglich war.

Schaaren, ja Myriaden von Muskitos und andern blutsaugenden Stechfliegen überfielen ihn und seine gefesselten Hände ließen es nicht zu, sich ihrer zu erwehren. Ihre Stiche brannten wie glühendes Feuer, und mit jedem Augenblicke wurde der Schmerz unausstehlicher.

Dem Arriero ging es übrigens in diesem Punkte um kein Haar besser und ob er gleich gegen den Armen, den er fortbrachte, vollständig unempfindlich schien, so war er es doch nicht gegen die Stiche dieser blutgierigen Quäler Alles dessen, was da lebt.

Allmählig wurde der Wald lichter und nach kurzem Ritte hörte er auf und eine kahle Höhe lag vor ihnen. Nur wenige Gesträuche und Grassbüschel bildeten die Decke des sandigen Bodens. Der Blick zeigte einen Gebirgs-

zug in einiger Entfernung zur linken Seite; zur Rechten zog sich hinab gegen die Meeresküste der Wald, den sie eben verlassen hatten. War auch die Qual der Stechfliegen hier am Ende, so begann eine Andere — die Gluthstrahlen der Sonne, die nahezu die Mittagshöhe erreicht hatte, und in ihr brannten die Stiche der Muskitos doppelt. Der Weg war unendlich schlecht, steinig und sandig zugleich. Kein schattengebender Baum war sichtbar. Trotz dieser Schwierigkeiten jagte der rücksichtslose Arriero in stetem Galoppe dahin. Als sie eine sanfte Anhöhe erreicht hatten, zeigte sich in geringer Ferne wieder Wald, der aber diesmal kein zusammenhangender Urwald zu sein schien, sondern vielmehr ein Streifen lichten Baumstandes, unter dem frisches üppiges Wiesengrün sich zeigte. Dieser Streifen Waldes- und Wiesen-Grün begleitete einen silberklaren Bach, der in tiefem Rinnfale von dem nicht sehr fernen Gebirgszuge sich nach der Tiefe ergoß.

Diese Stelle war das Ziel des Arriero. Hier sollte die Mahlzeit und die Siesta, die Ruhe nach dem Essen, gehalten werden. Von nun an brauchte er die Thiere mit seinen ermunternden Zurufen nicht mehr zur Eile zu treiben. Sie ahneten die Nähe des Wassers; die Nähe des saftigen Grassreifens am Ufer des Baches sahen sie und den Schatten dazu; sie strengten den Rest versiegender Kraft freiwillig an und flogen über das ungünstige Land dahin wie Vögel. So erreichten sie in kurzer Zeit die ersehnte Stelle und standen plötzlich stille, ohne daß der Arriero sie dazu veranlaßt hätte.

Er sprang vom Rücken seines Thiers; hob ihm die beiden Säcke ab, die an seiner Seite hingen, nahm ihm den Zaum vom Kopfe, den Sattel vom Rücken und schlug ihm leise auf die Hüfte, worauf das Thier in wenigen Sprüngen zum Bache eilte, um seinen Durst zu stillen.

Das Thier, auf dem Ernst saß, wieherte und gab alle Zeichen der größten Ungeduld; allein es mußte harren, bis der Arriero am Stamme eines prächtigen Schattenbaumes die seinem Maulthiere abgenommenen Sachen in Ordnung niedergelegt. Darauf half er Ernst von dem Thiere, nahm ihm, da es in gleicher Weise bepackt war, Alles, was es hemmte ab, und ließ ihm dann freie Wahl, seinem Gefährten zu folgen. Als er Ernst's blutende, angeschwollene Hände erblickte, die durch die Stiche der blutgierigen Insekten heftig entzündet waren, zeigte er die erste Regung menschlichen Mitleids. Er nahm ihm die Handschellen ab, und wies auf den Bach hin. Ernst ließ sich in der Freude seines Herzens über die Erleichterung, die ihm zu Theil geworden, die Weisung nicht wiederholen. Er eilte zum Bache, erquickte sich durch den Genuß des herrlichen Wassers und hielt dann die brennenden, wunden Hände in die kühle, klare Fluth, die ihm unendlich wohl that. Bald darauf kam der Arriero, entkleidete sich und winkte Ernst, das Gleiche zu thun und sprang dann in den Bach, ein belebendes Bad zu nehmen.

Ernst folgte mit Freuden auch dieser Mahnung. — Nie hatte ein Bad ihn mehr erquickt und belebt, als dieses, nach einem ebenso langen, beschwerlichen, und von nie empfundenen Qualen begleiteten Ritte.

Nach dem Bade winkte ihm der Arriero unter den Baum, wo Sättel, Zäume und Säcke lagen, deren Inhalt Ernst nicht kannte. Dort angelangt, packte der Arriero Brod und getrocknetes Fleisch aus. Darauf ging er zu einem Baume, der liebliche gelbröthliche Früchte trug, winkte Ernst, und begann dann den Baum zu schütteln. Eine Menge reifer Früchte fiel herab, die sie auflesen und nach ihrem Ruheplatze trugen, und während die beiden Maulthiere im fetten, frischen Grase weideten, stillten die beiden Männer ihren Hunger und streckten sich dann in's

Gras zur leiblichen Ruhe, die in erquickendem Schlafe bald über sie kam. Wenigstens scheinbar! Ernst ließen seine Schmerzen nicht schlafen, nicht die innere Qual der Seele, die ihm immer aufs Neue die Gedanken an seine eigne Schuld verursachten.

Zu leugnen ist es nicht, daß im ersten Augenblicke, als er das laute Schnaufen und Schnarchen seines Gefährten vernahm, der Gedanke durch die Seele flog: Wie, wenn du dein Maulthier satteltest und den Rückweg suchtest? Wie, wenn du in Rio de Janeiro bei einem der fremden Consuln Schutz gegen das grausenhafte Unrecht des Hauptagenten und so deine Freiheit wieder zu erlangen suchtest? Er fuhr auf und setzte sich. Der Gedanke hatte eine zu mächtig aufregende Wirkung; aber er sah, wie leise die Hand seines Gefährten nach seinen Pistolen fuhr und das sagte ihm, wessen er sich würde zu versehen haben. Außerdem aber wären seine geschwollenen Hände untauglich zum Aufschirren des Maulthiers gewesen, und das leiseste Geräusch, die geringste Bewegung würde das Schlimmste zur Folge gehabt haben.

Er legte sich mit einem tiefen Seufzer wieder in das Gras nieder und wirklich kam diesmal der Schlaf über seine müden Augen.

Wie lange er geschlafen, wußte er nicht, da er erst auf dem Ritte bemerkt hatte, daß ihm seine Uhr fehlte, die wahrscheinlich während des Ringens mit den Matrosen, Einer derselben ihm genommen hatte. Der Arriero weckte ihn. Er hatte die Maulthiere bereits aufgezäumt und gesattelt, und bedeutete ihm, rasch aufzusteigen. Dieses Mal fesselte er ihn nicht. War es Mitleid oder die Ueberzeugung, daß er ihm nicht entfliehen würde? Ernst erfuhr es nicht, da er keine Sylbe von dem verstand, was mit vielem Eifer und großem Ernste der Arriero zu ihm sprach.

Raum aber saßen sie im Sattel, als auch das Galloppiren wieder anging.

Noch eine ansehnliche Strecke ritten sie über ein Land, das eben der Art war, wie das, welches sie vor dem Walde erreicht hatten. Erst gegen Abend kamen sie wieder in einen solchen Urwald. Er reichte jedoch in seiner Ausdehnung nicht an den, welchen sie am Morgen durchritten hatten, und jenseits desselben oder seines schmalsten Theiles — denn er erstreckte sich gegen die Küste hin sehr weit, kamen sie in ein Dorf, wo sie blieben. Mit dem Wirth redete der Arriero lebhaft; Ernst hörte mehrmals den Namen Pietro da Monte und bemerkte, daß der Arriero sehr heiter wurde.

Auch diese Nacht wurde er nicht gefesselt, vielmehr rieb der Arriero selbst seine Wunden und geschwollenen Hände mit einer Art heilsamer Salbe ein, die ihm sehr wohlthat und auf deren Gebrauch am andern Morgen seine Hände um Vieles besser geworden waren.

Der Ritt begann mit dem grauenenden Tage, was den Vortheil hatte, daß sie lange Zeit in der Kühle ritten, und was um so mehr zu schätzen war, als die Gegend sehr unfruchtbar erschien und durchaus alles Schattens ermangelte.

Als die Strahlen der Sonne nun heftig zu brennen begannen, ritten sie auch langsamer. Die Thiere würden aber auch einen so anstrengenden Ritt, wie am Tage vorher, kaum ausgehalten haben. Wahrscheinlich hatte der Arriero durch den Wirth Nachrichten empfangen, die ihn antrieben, die Reise weniger rasch und also weniger ermüdend, ja erschöpfend fortzusetzen, wie am gestrigen Tage. Als sich das Land endlich wieder senkte, wurde es besser. Häufiger fanden sie fließendes Wasser, Weide für die Thiere, Schatten für sie; allein kein Dorf, keine Stadt konnten sie erreichen, wohl aber eine Hazienda. —

Unter einer *Hazienda* versteht man in Brasilien eine einzeln gelegene Niederlassung, ein Hofgut, Rittergut, nach unsern Begriffen. Dabei ist Wald und Wiesen, aber das fruchtbare Feld ist eine sogenannte Plantage oder eine Anpflanzung irgend eines nützlichen Handelsgewächses. Hier war es der Kaffeebaum, welcher äußerst gut zu gedeihen schien. Ernst sah die regelmäßigen Reihen der schönen, fast gleichmäßig zwanzig Fuß hohen Bäume mit ihrem dunkelgrünen, reichen und glänzenden Laube und ihren röthlich fleischigen Früchten zum ersten Male, die ihm, das glanzvolle Blatt und die Frucht abgerechnet, fast wie heimische Pflaumen oder Sauerkirschbäume erschienen. Wie staunte er, als die Neger, die er mit tiefer Behmuth betrachtete, die Früchte auflesen, die überreif abgefallen waren, und er unter der fleischigen Hülle die edle Bohne fand, die er kannte. Er wandte sich gegen den *Arriero* und fragte durch Zeichen, ob denn dieß wirklich der Kaffee sei, den wir zu trinken pflegten? Er bejahte es und las in seinen *Sombrero* eine Menge Bohnen auf, die er Ernst gab. Auf der *Hazienda*, das heißt in dem Herrenhause derselben, wurden die beiden Reisenden freundlich aufgenommen. Ernst zeigte den vom *Arriero* gesammelten Kaffee und gab zu verstehen, daß er sehen möchte, wie die Bohnen geröstet und Kaffee aus ihnen bereitet würde. Der *Haziendero* oder Besitzer der Pflanzung verstand ihn, rief einen Sklaven und befahl ihm, Ernst's Wunsch zu erfüllen, und als er den Neger — jedoch von dem wachsamem *Arriero* gefolgt — in die Küche begleitete, sah er mit eigenen Augen, daß dieß der köstlichste Kaffee sei, dessen Duft er beim Rösten mit Behagen einsog.

Der *Haziendero*, der ihn seiner guten Kleidung wegen für keinen Sklaven ansah, führte ihn noch am Abende in die Pflanzung und zeigte ihm diese, so wie die Wasch- und Trocknenhäuser der Bohnen, wo unermessliche Mengen

derselben aufgehäuft waren. Das aber mußte er sich selber sagen, daß er niemals einen Kaffee getrunken, wie diesen, den ihm der Neger bei der Rückkehr von dem Gange durch die Kaffegärten vorsetzte.

Auf der Hazienda, wo sie köstlich schliefen, mußte der Arriero wieder gute Nachrichten gekriegt haben, denn er war am Morgen ungemein fröhlich, sang und pfiff unausgesetzt. Mehrmals stieg er von seinem Maulthiere und besah genau die vielen Fußtritte, die sich im Staube des Weges zeigten.

Gegen Mittag sahen sie, von einer Höhe herabtretend, ein eigenthümliches Schauspiel.

Vor ihnen lag ein Wald von der Beschaffenheit, wie diejenigen, die sie bis jetzt durchritten hatten. An dem Saume desselben, der gegen sie gekehrt war, floß ein ziemlich breiter Bach. Jenseits desselben, und unter den ersten Riesenbäumen, welche seinen Saum bildeten, war ein seltsames Menschengewühl. Eine Menge fast nackter Neger besorgte die gewaltigen Feuer, welche emporlodernten. Andere hingen an drei in die Erde gerammte Stöcke, die oben zusammengebunden waren, größere und kleinere Kessel, um ein Mittagsmahl zu bereiten. Im weitesten Kreise um sie herum lagerten portugiesische Soldaten, deren Waffen weit in die Ferne leuchteten. Ihre Bekleidung war braun mit rothen Krügen. Unter den Negern bewegte sich ein ungemein dicker Mensch, gekleidet wie der Arriero, der Ernst begleitete.

Ernst sah mit Neugierde auf dieß seltsame Schauspiel, deren er im Lande noch Keins beobachtet hatte.

Gasparini, der Arriero Ernst's, schwenkte seinen Sombrero mit freudigem Zurufe, der vom Walde her in gleicher Weise beantwortet wurde. Er gab dem Maulthiere die Spornen, und im fliegenden Galloppe ging es dem Bache zu, durch diesen hindurch und bald waren die

beiden Ankömmlinge von Negern und Soldaten umgeben, die neugierig dem Arriero zuhörten, und dann Ernst betrachteten. Die beiden Arriero's tauschten Papiere aus. Der Offizier schrieb eifrig an einem Zettel, der ihm aber nicht wenig Mühe kostete, bis er fertig war. Der Arriero Gasparini empfing ihn, verwahrte ihn an seiner Jacke und das Geschäft schien beendet. Als endlich das Mahl zubereitet war, wurden die Kessel abgehoben und jeder Neger erhielt auf ein frisches Palmblatt sein Maß der Speise, die einem steifen Breie ähnlich war. Auch Ernst erhielt ein gleiches Theil, in gleicher Weise angerichtet, und ebenso die Soldaten, während der Offizier und die beiden Arriero's ihr Mahl in anständigerer Form und mit besseren Speisen besetzt, verzehrten.

Für die Nacht erhielt Ernst einen Teppich, wie ihn auch die Neger hatten. Er wickelte sich hinein und bald legte sich ein bleierner Schlaf auf seine Augen.

Am andern Morgen war der Arriero Gasparini fort, als Ernst erwachte. Dasselbe Frühstück wurde bereitet, wie das Mahl am Abend gewesen war, dann aber wurde ein langes Seil gebracht, an das jeder Sklave mit einem daran befestigten dünneren Seile angebunden wurde. Auch Ernst kam an die Reihe und — Gegenrede hätte Mißhandlung zur Folge gehabt, wie bei einem Neger das Beispiel vorlag, auch er mußte es sich gefallen lassen. Es war ein Zeichen einer stillen Ergebung in sein Schicksal, daß er es ruhig hinnahm. Nachdem diese etwas langsam von Statten gehende Sicherung der Sklaven beendet war, brach Alles auf, Menschen und beladene Maulthiere, und der schreckliche Zug setzte sich in Bewegung, überall von den Soldaten mit geladenem Gewehre umgeben.

War in den verflossenen Tagen das Reiten eine Qual, so war es jetzt das Gehen. Der Weg war unendlich staubig, der Boden glühend heiß. Die Gegend, welche

sie durchwandern mußten, war kahl und ziemlich öde. Die Sonne wurde, sobald sie höher stieg, völlig sengend und für Ernst fast ganz unerträglich; aber Niemand sah nach ihm; Niemand kümmerte sich um ihn. Er mußte forttraben, wie es die abgehärteten Neger thaten. Stille ging der Zug dahin, nur der Offizier und Pietro da Monte, der Arriero, plauderten, und sie allein ritten hinter dem Zuge. —

Es war eine große Gnade Gottes, daß man hier und da einen Bach antraf, der in tief ausgehöhltem Bette dahinstürzte. Da war es doch wohl einmal möglich, die brennende Qual des Durstes zu lindern. Erst nach einer langen, mühseligen Wanderung änderte sich die Gegend. Mit ihrem Senken in eine tiefere Lage begann sie bewaldet zu werden, und so war Hoffnung auf Schatten. Dennoch zog sich der Weg noch lange hin, bis sie einen Wald erreichten, wo indessen jene namenlose Qual der stechenden Insekten wieder anhub, die jede Ruhe verscheuchte. Dennoch mußte Mittag am Saume des Waldes gemacht werden, da Alle von der mühseligen Wanderung bis auf die Reize der Kräfte erschöpft waren. Ernst litt unsäglich. Seine Füße trugen ihn kaum mehr. Seine Glieder schmerzten ihn und seine Augen brannten wie Feuer. Zwar erquickte ihn ein Bad in dem wildbrausenden Bache, aber es trat ein Kopfschmerz bei ihm ein, der ihn unfähig machte, am Mittage, als der Zug aufbrach, weiter zu gehen. Jeder erkannte, daß er krank war und der dicke Arriero hatte Mitleid mit ihm, denn er war bleich, wie eine Leiche, und das Auge war so gedrückt und matt, daß er es kaum aufschlagen konnte. Man setzte ihn auf ein Maulthier, als man endlich wieder fortzog, allein Ernst war nicht im Stande, sich zu halten, er wäre jedenfalls herabgestürzt. Da gab es denn einen Aufenthalt und der Arriero und der Offizier berathschlagten, was zu

thun sei. Endlich bereitete man eine Art Hängematte zwischen zwei an eine Querstange vorn an der Brust festgebundene Maulthiere. Dahinein legte man ihn und so ging der Zug langsam weiter! Ein Neger wurde ihm zur Bedienung bestellt, der in seltener Gutmüthigkeit und aufopfernder Hingabe sich seiner annahm. Was mit ihm vorging, wußte er nicht; nur wirre Träume beschäftigten seine Seele, Träume, die ihn in die Heimath führten zu Vater und Mutter, die ihn, der reuig seine Fehler bekannte, wieder mit reicher älterlicher Liebe aufnahmen. Man sieht, wie seine Seele in dem Gedankenkreise, den sie wachend in sich aufgenommen, auch im trüben Fieberwahne fortarbeitete.

Zehn volle Tage seines Lebens, Tage bald wilder Erregung seiner Einbildungskraft, bald stillen todtähnlichen Schlafes, sind aus seinem Gedächtniß, ja aus seinem Leben für immer ausgetilgt worden in dieser Zeit.

So viel aber muß hier gesagt werden, daß der Neger Malomolo, wie er nach seinem afrikanischen Namen von den andern Schwarzen genannt wurde, sich seiner sehr annahm. Freilich wußte der wilde Sohn des Senegal nicht, was dem armen Weißen fehle, aber wenn er seine schwarze Hand auf die seidenweiche Haare des Weißen legte und die Gluth des Kopfes fühlte, dann begoß er ihn, so oft sie sich einer Quelle oder einem Bache näherten, mit Massen kalten Wassers, und er fand dann allemal, daß der Kranke ruhiger wurde. Daher fuhr er unermüdet damit fort, so lange sie an einem Flusse, Bache oder Quelle lagerten. Und Gott leitete wunderbar den Sohn der Gluthsonne Afrika's auf das rechte Mittel, das die Krankheit brach. Auch der Arriero und der Offizier sahen wohl nach ihm. Während dieses Zustandes des Unglücklichen setzten sie in kurzen Tagreisen ihre Wanderung fort, denn dem Arriero kam seit Ernst's Krankheit ein entsetzlicher Schrecken an,

die übermäßige Wanderung im Gluthstrahle der Sonne konnte auch die Neger krank machen. Dieß wirkte auf eine menschlichere Rücksicht und Behandlung der armen Schwarzen, die sich nach einer Seite hin in den kürzeren Tagmärschen fund gab.

Ein uraltes Sprüchwort sagt: Was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten. Der Herr ließ die Krankheit sich brechen im heißen Kampfe und alsbald trat ein tiefer Schlaf ein, den der treue Malomolo sorglich bewachte; aber es war nicht ein Schlaf zum Tode, sondern zum Leben, und zwar zum doppelten Leben, zum leiblichen und zum geistigen und das Erwachen aus diesem eigenthümlichen inneren Traumleben wurde ein Erwachen, nicht bloß zum äußeren, leiblichen, sondern auch zum inneren, geistigen Leben.

Wie der unsichtbare Arzt seiner Seele in ihm waltete und arbeitete, seit mit dem harten Joche der Sklaverei das volle Erkennen seiner Sünden und die Sehnsucht nach Rettung und Heilung in ihm erwachte, und wie dieses Walten ein heimliches und verborgenes war, das zeigte sich bei seinem Erwachen aus dem die Entscheidung herbeiführenden Schlafe. Das volle Bewußtsein war zurückgekehrt. Er faltete seine matten Hände und betete lange, lange mit leisem Bewegen der Lippen. Es war der Dank für das wiedergewonnene Leben, es war das Geloben, stille zu halten dem züchtigenden himmlischen Vater; es war das Preisen der helfenden und rettenden Gnade, die er an sich erfuhr. — Und als er so gebetet hatte, kam der treue Malomolo, um nach ihm zu sehen. Ernst reichte ihm mit dankbarem Lächeln seine Hand, und der Neger stieß einen Freudenschrei aus, der es Allen kund that, daß der Kranke, den sie schon seit zehn Tagen aufgegeben hatten, zum Leben erwacht sei. Viele eilten herbei, besonders der Arriero und der Offizier, denen es besonders

wichtig war, keinen der abzuliefernden Sklaven zu verlieren. Um so froher war der Arriero, als sie nahe dem Ziele ihrer Reise, im Angesichte des hohen Gipfels des Berges Itacolumi wanderten, der ein Wegweiser war nach Diamantina in der Provinz Matta grosso. Wie wenig Theilnahme auch sonst von den Gebietenden einem Sklaven zugewendet zu werden pflegt, und wie wenig der meist stumpfsinnige Neger dem Leidenden Aufmerksamkeit zuwendet — hier war es eine allgemeine Freude und Allem wetteiferten, dem Armen gefällig zu sein, und wer eine reife, erquickende Frucht oder Beere fand, der pflichtete sie gewiß nicht für sich, und wenn auch die Zunge am Gaumen flectete, sondern brachte sie dem wunderbarer Weise Geretteten.

Und der erkannte in diesen, oft wahrhaft rührenden Beweisen einer unverdienten Theilnahme, die Huld des Herrn, der ihm das Leben geschenkt, daß es ein Anderes werde, als es bisher gewesen war. Das wurde es aber auch von nun an, ein neues, in stiller Uebung der Demuth und Unterwerfung unter die unerforschlichen Gerichte und unbegreiflichen Wege Gottes freiwillig gebogtes Leben, das nach Sonnen hinein einen neuen Morgen tagen sah, einen Morgen voll Himmelsglanz und geistigem Sonnenlicht.

Zwar ging es mit dem Gewinne der Kräfte nicht so rasch, wie es mit deren Hinschwinden gegangen war, aber sie nahmen doch sichtbarlich wieder zu, und er selbst verlangte täglich eine Strecke zu gehen im gleichmäßigen Taktschritt, den die Neger einhielten. Und wenn es auch nur eine kurze Strecke täglich war, die er ging, so wurde sie doch täglich größer und länger und Malomolo, der treue Freund des Leidenden, bezeugte ihm viel tausendfach seine Freude über seine Wiedergenesung, an die er, wie er ihm

zu verstehen gab durch ausdrucksvolle Zeichen, in keinem Falle geglaubt hätte.

Wenige Tage später erreichten sie das Ziel der Reise, die Stadt Diamantina, wo der Arriero und der Offizier ihre Ankunft den Behörden meldeten, und wo die Sklaven wohl verwahrt wurden, aber auch ebenso gut gepflegt.

V.

Es war ein herber Schlag für die Diamantwäschereien und Gräbereien in der Umgegend von Diamantina, daß mit dem Einreißen der natürlichen Pockenkrankheit die Arbeit sogleich völlig aufhören mußte. Man brachte die Sklaven in das höher liegende Land in die Nähe des gewaltigen Berges Itacolumi, um sie in einer reineren Luft genesen zu lassen, oder sie vor fernerweiter Ansteckung zu schützen; allein es war, als ob Jeder den Krankheits- und, was völlig gleichbedeutend war, den Todeskeim mit in das höher liegende Land genommen hätte; sie erlagen Alle in Zeit weniger Wochen.

Der Oberaufseher ließ die Hütten niederbrennen, die sie bewohnt, er ließ die Holzmulden, darin sie die Diamanten ausgewaschen, scheuern und reinigen; ebenso die Körbe und Kisten, darin sie das diamantenreiche Erdreich getragen, um ja allen Ansteckungsstoff für die Zukunft zu entfernen.

Das Alles war weise Vorsicht, aber sie war für's Erste völlig eitel, denn sowohl in Matto grosso, wie in der Provinz Minas geraes starben an der herrschenden Krankheit alle Neger hin, und wenn man auch bereit war, die unerschwinglichsten Summen zu zahlen, so waren selbst dafür keine Arbeiter zu finden. Da ging denn eine Bot-

schaft nach der andern nach Rio de Janeiro, um die Ersetzung der hinweggerafften Sklaven. Es ist erzählt worden, wie nun die Regierung zu den fabelhaftesten Preisen die Sklaven aufkaufte, um einen, dem Staate sehr wichtigen Theil der Ausbeutung der natürlichen Bodenschätze des Landes nicht völlig ungenutzt zu lassen, oder ganz, für lange Zeit, einzustellen.

Es konnte daher nicht fehlen, daß die Sklaven, die in so großer Anzahl kamen, höchst willkommen waren; allein Nichts war auffallender, als der weiße Sklave, der trotzdem, daß seine europäische feine Kleidung ihn höher stellte, oder doch zu stellen schien, als Viele der Leute in Diamantina, dennoch nicht mehr und nicht weniger war, als eben ein Sklave. Der Arriero wußte auch nicht mehr von ihm, als ihm sein Berufsgenosse, der Arriero Gasparini, erzählt hatte. Diese Erzählung trug indessen wieder so viel Räthselhaftes an sich, daß die Neugierde und die Theilnahme an ihm Hand in Hand gingen, ohne daß man auch nur um ein Haarbreit der Geschichte näher hätte kommen können, da die Sprache, die er redete, keine Menschenseele verstand, und er ebensovienig die derjenigen, die sich so viel mit ihm zu schaffen machten. Auch seine äußere Erscheinung trug dazu bei, denn er war ein schöner junger Mann, dessen Gesichtszüge eine höhere Bildung zu verheißen, eine bessere Erziehung anzunehmen berechtigten. Während man sich so mit ihm beschäftigte, nahm er von dem Allem keine, auch nicht die geringste Kenntniß. Er wies alle bessere Pflege, alle Erleichterung, die man ihm anbot, zurück. Er wollte das Loos der Schwarzen ganz theilen und vor ihnen auch nicht den leisesten Vorzug haben. Er ging stille und in sich gekehrt seinen einsamen, gegen die übrige Welt völlig abgeschlossenen Lebensweg, der ihn vorerst nach Diamantina bannte, bis die Hütten neu erbaut und die Einrichtungen herge-

stellt waren, welche der Wiederbeginn der Diamantwäschereien forderte.

Es war jene göttliche Traurigkeit in ihm lebendig geworden, die eine Reue gebiert, die Niemanden gereuet. Der Hauch Gottes war durch seine Seele gegangen und hatte zuerst die winterliche Dede hervorgerufen, auf welche ein Frühling des neuen Lebens folgen mußte. Er hatte Niemanden, an den er sich angeschlossen, es sei denn der treue Neger Malomoso, der ihm innig ergeben schien, mit dem er sich aber anders nicht, denn durch Zeichen verständigen konnte, daher denn das gegenseitige Verhältniß Beider immer ein entferntes blieb.

Die Kenntniß der französischen Sprache und die wenigen Ueberreste der Lateinischen, welche sein treues Gedächtniß aus den Jugendjahren aufbewahrt, vermittelten einigermaßen das Verständniß der portugiesischen Sprache; aber er that es nicht kund, daß er Eins und das Andre verstand, weil er eben gar keinen Umgang mochte, um ungestört ein inneres Bürgerleben zu führen, zu dem ihn die tiefe Erkenntniß seiner Schuld gegen seine guten Aeltern und gegen sich selbst geführt hatte. Es war ihm ein heiliger Ernst, stille zu dulden, bis es dem Herrn gefallen würde, ihn zu erretten. An eine Mittheilung an seine Aeltern durfte er nicht denken. Wozu einen Brief schreiben, der aus den Minen den unsicheren Weg nach Rio de Janeiro gehen, und dann erst recht der Unsicherheit anheimfallen mußte, und von dem Niemand sagen konnte, ob er jemals in die Hände der Seinen gerieth.

Endlich kam denn auch die Zeit, daß die dürftigen Negerhütten neu aufgebaut und die Einrichtungen zu den Diamantengräbereien und Wäschereien in gehöriger Ordnung hergestellt waren. Sie traten die Wanderungen in diejenigen Gebiete an, wo vom hohen Itacolumi die reißenden Bäche nach der Tiefe abschossen, und wo der

Boden die reichen Schätze barg, die eine glückliche Hand heben sollte. In einem Thale, wo große Schattenbäume eine wohlthätige Kühle verbreiteten, befanden sich eine große Reihe Sklavenhütten, die je für zwei zur Schlafstelle bestimmt waren. Malomolo trat zu Ernst und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er mit ihm die Hütte theilen möge. Ernst, der den treuen Menschen kennen gelernt hatte, war damit einverstanden, und so bezogen sie selbender die kleine Hütte, die eben nur Raum für zwei hatte und auch nur zwei einfache Bastmatten, um darauf den müden Körper zu betten. Am Tage der Ankunft sollte die Arbeit noch nicht beginnen. Malomolo, der die färgliche Unterlage erkannte, eilte sogleich hinaus und fragte einen Aufseher, ob er es ihm gestatte, aus den Binsen, welche an einer Stelle der Uferwiese des Baches stünden, für den Massa, wie er Ernst nannte, noch einige Matten zu flechten? Der Aufseher, der ein milder Mann war, gestattete das dem Neger, und Ernst sah ihn bis zum Abend nicht wieder. Ziemlich spät kam er und trug ein ungeheures Bündel, mit dem er kaum in die Thüre der Hütte herein konnte. Als er genauer zusah, waren es zusammengerollte Binsenmatten; da der Schwarze nun das Bündel aufrollte, aufeinander legte und die trockene Matte darüber breitete, sah Ernst, was er gemacht; dann zeigte er es ihm freudig und bezeichnete es als dessen Lager. Ernst drückte ihm dankbar die Hand, that es aber anders nicht, als daß er die Mattenunterlage mit ihm theile. Dieß ließ der gute Mensch erst nach vielem Widerstreben zu. Dadurch gewannen Beide ein weicheres und erquickenderes Lager.

Am Abende vertheilten die Aufseher die Sklaven, denen sie nun erst die Arbeit lehren mußten. Ein Theil wurde zum Graben der diamanthaltigen Erde, ein Anderer zum Auswaschen der Diamanten verwendet.

Am Morgen des folgenden Tages versammelten sich die Sklaven mit dem anbrechenden Tage bei den Gruben. Der Oberaufseher theilte mit, daß je für einen Diamanten von einer mehr als gewöhnlichen Größe der ihn findende Neger eine Geldbelohnung erhalte; finde aber Einer einen Diamanten, der schwerer sei, als siebzehn Karat, so gewähre ihm der Staat seine Freiheit. Die Wenigsten verstanden so viel Portugiesisch, daß sie das, was er ihnen sagte, verstanden. Die es verstanden, theilten es den Andern mit. Ernst lehnte am Stamme einer Palme und verstand Alles, was der Aufseher sagte. Nach dieser freundlichen Mittheilung kam die Androhung der harten Strafen bei etwaiger Verheimlichung eines Fundes, er möchte groß oder klein sein. Er warnte vor der Verführung und sagte ihnen, daß die Soldaten, welche sie hierher gebracht hätten, einen Wachenkreis um sie zögen, der wie die Verheimlichung und den Verkauf der Diamanten, ebenso auch den Versuch der etwaigen Flucht unmöglich mache. Nachdrücklich setzte er hinzu, daß die Wachen den Befehl empfangen hätten, Jeden niederzuschießen, von dem sie voraussetzen möchten, er wolle entfliehen.

Jedes Kleidungsstück mußte bis auf das Allernothwendigste abgelegt werden. Ernst gestattete man, sein Hemd anzubehalten, sonst nicht das Mindeste, außer einem leichten Strohhute mit breiter Krempe, der ihm gereicht wurde, der jedoch während der Arbeit nicht getragen werden durfte, auch nicht nothwendig dabei war.

Hierauf wurden die Abtheilungen in die Gruben geführt, die abwechselnd alle in denselben beschäftigt wurden, wie bei den Waschungen. Die Aufseher machten sie mit der Erdschichte bekannt, welche die Diamanten führt. Es ist dieß eine fast schwärzliche, aus Quarz, Sand und sogenanntem Eisenoryd bestehende Erde, von den Portugiesen *Cascalhao* genannt. In dieser oft dicken,

dann wieder in geringer Mächtigkeit auftretenden Erdschichte, welche sich bald weniger tief, bald tiefer unter andern meist leimhaltigen Erdlagen befindet, liegt der Diamant, bisweilen auch Goldkörner und worinnen sich auch Topase — weniger werthvolle Edelsteine von verschiedener Farbe befinden.

Diesen Cascalhao graben die Neger lose aus und füllen ihn in Kübel, die sie auf dem Kopfe tragen, wie denn der Neger nie auf andre Weise eine Bürde, und wäre sie noch so schwer, tragen wird. Sie schreiten dabei in Reihen, stets von den Aufsehern überwacht, der Stelle zu, wo die andre Abtheilung mit dem Auswaschen beschäftigt ist, und beobachten bei diesem Gange einen gewissen Takt. Diese Stelle des Auswaschens hat ein eigenenthümliches Aussehen.

Weit oben und mit starkem Falle wird das Wasser des Flusses oder starken Baches abgedammt und in einen festgeschlagenen Graben zu der Diamantwäscherei geleitet. Hier befindet sich eine lange Reihe von Schutzdächern. Es sind dicke Bambusstäbe in die Erde gerammt, welche etwa eine Höhe zwischen neun und zehn Fuß haben. Je Zweie, welche in einer Breite von etwa acht Fuß sich gegenüber stehen, sind oben mit einer andern Bambusstange an einander befestigt, und ebenso, wie diese Stangen die Stäbe in der Quere verbinden, sind vorn und hinten wieder Stangen befestigt, welche der Länge nach, in gleicher Höhe, wie die Querstäbe fortlaufen. Auf diesen Längenträgern liegen nun enge an einander ganz dünne, gleich lange Bambusstäbe und über diese sind Palmbblätter, Binsen, Gras und was etwa sonst den Sonnenstrahlen wehren mag, dicht auf einander liegend, ausgebreitet, also, daß hierdurch ein Schutzdach entsteht, welches nicht nur den Arbeiter vor der Macht der erdrückenden und lähmenden Sonnenstrahlen schützt, sondern auch die Aufseher, die

enge aneinander vor den Arbeitern auf hohen Stühlen sitzen, welche es gestatten, jede Bewegung des Arbeiters auf's Genaueste zu überwachen, daß er keine Diamanten entwendet. Diese Stühle sind ohne Lehne — wohlbedacht, damit nämlich der Aufseher nicht dem lähmenden Einfluß der Tageshize sich hingibt, und etwa in Schlaf sinkt. Dadurch würde dem Veruntreuen in die Hände gearbeitet; schliefe aber der Aufseher auch nur einen kurzen Augenblick, so würde er das Gleichgewicht, welches er auf seinem hohen, kleinen Stuhle nur mit Mühe behaupten kann, verlieren und ohne alles Weitere herabstürzen.

Zwischen dem Arbeiter und dem Stuhle des Aufsehers befinden sich nun lange, etwa von zwölf Fuß Länge und drei Fuß Breite — sich ausdehnende Holzkasten, in welche die auszuwaschende Erdmasse von den zutragenden Negern geschüttet wird. Am oberen Ende der Kasten läuft das durch enge Holzkanäle zugeleitete Wasser ein, und, bei schiefer Stellung dieser Kasten, läuft es am andern Ende wieder hinaus; hier jedoch zur Vorsicht, damit nicht in Erde eingehüllte oder eingeschlossene Diamanten mit fortgeschlößt werden, befindet sich am Abflusse des Wassers ein feines Drahtsieb, welches nur feinsten Sand durchläßt. Mit bloßen Armen muß nun der Sklave diese Erde durchkneten, damit er jede harte und dickere Masse fühlt. Er muß, wenn endlich alle feineren durch das Wasser, vermittelst des Knetens, aufgelösten Erd- und Sandtheile abgeschlößt sind, zuletzt noch Alles genau untersuchen, was sich auf dem Siebe aufgehäuft hat. Ist in der Traglast dieses Cascalhao's, welche durchgewaschen und mit größter Vorsicht durchsucht ist, ein Diamant gefunden worden, so klatscht der Sklave in die Hände und hält den glänzenden Stein zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, worauf der Aufseher schnell herzutritt und ihn in einen Lederbeutel steckt, den er am Halse

trägt, wo er vermittelst eines um den Nacken gehenden Riemens befestigt ist. Dieß geschieht indessen nur, nachdem alle Aufseher zusammengetreten sind und den Stein mit ihren feinen Wagen gewogen haben, und das Gewicht des Steines, seine Form, die Stunde des Fundes und der Name des Finders in ein bereitliegendes Buch sorgfältig eingetragen worden ist. Während dieser Zeit müssen alle Arbeiter feiern, damit keine Unterschlagung Statt finden kann.

In der Regel aber wird der Stein in die Gamella gelegt, eine Art feingeflochtenen Korbes, welcher in der Mitte des Schuttdaches, frei hängend, befestigt ist.

Bei der strengen Aufsicht und der größten Sorgfalt, wie bei der Umgebung der Stellen von Soldaten, sollte man eine Entwendung der edeln Steine für unmöglich halten, zumal, wenn man bedenkt, daß der Arbeiter nahezu völlig nackt ist; allein die Veruntreuung findet dennoch häufig Statt.

Wie aber? fragen meine Leser. Ich antworte, indem ich darauf aufmerksam mache, daß der arbeitende Sklave genöthigt ist, stets in einer nach vorn übergebeugten Stellung sich zu befinden. Hierdurch wird es unmöglich, daß der, auch noch so vorsichtige, noch so schlaue und strenge Aufseher im Stande ist, jede Bewegung des Arbeiters zu beobachten. Findet der schon im Betruge Geübtere unter den Arbeitern einen werthvollen Stein, so kann er ihn leicht zwischen den Fingern einklemmen, und ihn dann, wenn der Aufseher auch nur Einen kleinen Augenblick wo anders seine Augen hinwendet, oder wenn ein anderer Neger seinen Fund durch Händeklatschen anzeigt, und nun die Aufseher neugierig zusammenlaufen, ihn — in den Mund bringen, wo er ihn mit großer Geschicklichkeit unter der Zunge bis zum Abende, oder ist es am Morgen, bis zur Mittags-Siesta oder Ruhestunde behält,

und ihn dann an einer sichern Stelle verbirgt, da es zu dieser Stunde jedem Neger freisteht, seine Schlafstelle innerhalb des durch die Wachen eingeschlossenen Kreises beliebig zu wählen. In Diamantina, wohin am Sonntage die Sklaven zur Messe geführt werden, nahen sich ihnen die Schmuggler, Aufkäufer und Händler, und feilschen ihnen um einen unglaublich geringen Preis die edeln Steine ab.

Bei aller Vorsicht und Aufsicht finden diese schlauen Diebe und Betrüger, Menschen der allerverworfensten Art, dennoch Gelegenheit, sich den Sklaven zu nähern, und sie zu unterrichten, wie sie ungefährdet den Betrug vollbringen können, eine Aussaat, die meist auf ein nur allzufruchtbares Erdreich fällt. Meist aber geschieht das noch leichter, dadurch, daß sie die faulen, lungernden, sich unendlich langweilenden Wachsoldaten bestechen, und diese ihnen erlauben während der Ruhestunden am hohen Mittag, wo Sklave und Aufseher an Nichts, als an die nothwendige Ruhe denken, den Sklaven sich zu nähern und ihre Händel mit ihnen abzuschließen.

Schon in den Tagen, da die neuen Sklaven in der Stadt Diamantina verweilen mußten, bis die Hütten errichtet und Alles zum Betriebe der Waschereien geordnet war, machte sich diese Sorte verworfener Menschen an sie, um sie zu bestechen und zu unterrichten. Das hatte man alleine bei Ernst nicht gewagt, aber Malomolo blieb von der Versuchung nicht verschont. Er theilte es, so gut er konnte, seinem lieben Massa (das Wort bedeutet: Herr), wie er Ernst nannte, mit, der seinen vollen Abscheu mit hohem Ernste und Unwillen zu erkennen gab und damit den Neger vor den Wirkungen der Versuchung schützte.

Ernst begriff die einfache Handarbeit schnell. Stille und fleißig that er sie und Malomolo, der Alles, was sein Massa that, nachahmte, war eben so fleißig. Sie fanden verhältnißmäßig viel mehr Diamanten, als die Uebrigen,

selbst häufig größere Steine, welche die Ungeschicklichkeit oder Unachtsamkeit derer, welche vor ihnen arbeiteten, durchgelassen hatte. Dadurch wuchs Beiden ein kleines Sümmechen an, nämlich durch die Zahlung, welche die gesetzlich bestimmte Größe oder das festgesetzte Gewicht derselben, ihnen zuwies. An die Arbeit, wie eintönig und stille sie war, gewöhnte sich Ernst schnell, und grade diese Stille war seinem Gemüthszustande zusagend. —

Nach und nach lernten, sowohl Malomolo, als er, das Portugiesische verstehen, und errangen somit auch das Mittel gegenseitiger Verständigung, und dadurch einen noch engeren und innigern Anschluß an einander. Ernst lernte das treue Gemüth des Negers immer höher anschlagen, und dieser gewann durch den Umgang mit Ernst noch viel mehr für seinen inwendigen Menschen. In dem aller einförmigsten, eintönigsten Leben floß ein Jahr dahin, ein Jahr, das an innerem Segen für Ernst reicher war, als alle die früheren seines Lebens. —

Da trug sich ein Ereigniß zu, das folgenreich für ihn wurde.

VI.

Eines Tages und zu der Zeit, da die Sonne ihre höchste Höhe erreicht hatte und ihre Strahlen senkrecht herabsandte, schien alles Leben erdrückend, war die mit tägliche Ruhestunde, die Siesta, gekommen. Malomolo, der für seinen theuern Massa mit reichster Liebe und hingebendster Sorgfalt wachte und wirkte, hatte unter einem mächtigen Mahagoni-Baume einen Ruhe- und Schattenplatz ausgesucht, wie er schöner nicht in dem breiten Waldstreifen zu finden war, welcher sich nördlich an die Dia-

mantwaschereien schloß. Mit großer Vorsicht war dieser Ruheplatz von ihm untersucht worden, ob nicht etwa eine jener furchtbar giftigen Schlangen daselbst hause, an denen diese Gegend nicht arm ist. Als er in dieser Hinsicht die volle Ueberzeugung größter Sicherheit gewonnen hatte, trug er, als das hellgellende Glöcklein zur Stesla rief, einige Matten dahin und geleitete dann seinen lieben Massa zur Stelle, der ihm für seine liebevolle Sorgfalt herzlichst dankte.

Die Hitze war diesen Vormittag entsetzlich gewesen. Beide waren in den Bach gegangen, ein Bad zu nehmen, das sie erquicht, aber auch angegriffen und das Bedürfnis der Ruhe mehr als jemals hervorgerufen hatte. Die dichtstehende Gruppe der gewaltigen Mahagoni-Bäume bereitete eine wunderbare Kühle und bald wollten ihre Augen sich zu sanftem Schläfe schließen, als in den Büschen ein Geräusch entstand, das sicherlich dem Ohre Ernst's entgangen wäre, nicht aber dem geschärften Gehörsinne Malomolo's. Dieser fuhr empor. Vor ihm stand, in der Tracht der Arriero's, ein kleiner, magerer Mensch, welcher, den Finger auf den Mund legend, mit den allerfreundlichsten Gebärden sich ihm näherte und fragte, ob er ihm keine auf die Seite gebrachte Diamanten zu verkaufen habe. Ernst war schon in jenem Uebergange vom Wachen zum Schläfe, da der Schlaf die Beziehungen zu der Welt außer uns, die Sinne, so weit umgarnt hat, daß nur eine gewaltige, innere oder äußere, Erschütterung jene Fesseln zerbrechen und das Wachen zur völligen Herrschaft gelangen lassen kann.

Diese Erschütterung, welche des Schlafes Fesseln sprengte, hatte die Stimme des Menschen bewirkt, der auf's freundlichste, halblaut mit Malomolo redete. Jede Nerve an Ernst's Körper begann zu beben bei dem Tone dieser Stimme. — Er riß die Augen auf, sprang, wie von einem

elektrischen Schlage getroffen, auf, und — vor ihm stand der Hauptagent auf dem Auswandererzuge, M., in der Verklappung der Arrieroctracht. —

Ihn erblicken und in einen Zustand gerathen, der alle seine Seelenkräfte in wildesten Aufruhr brachte, war das Werk eines Augenblicks. — Schurke, rief er ihm wüthend zu, Seelenverkäufer, wagst du es bis in diesen Winkel der Erde mich zu verfolgen und versuchst auf's Neue mich in deine Netze zu ziehen? — Jetzt aber ist es am Ende mit dir! Und in diesem Augenblicke stürzte er auf ihn zu. —

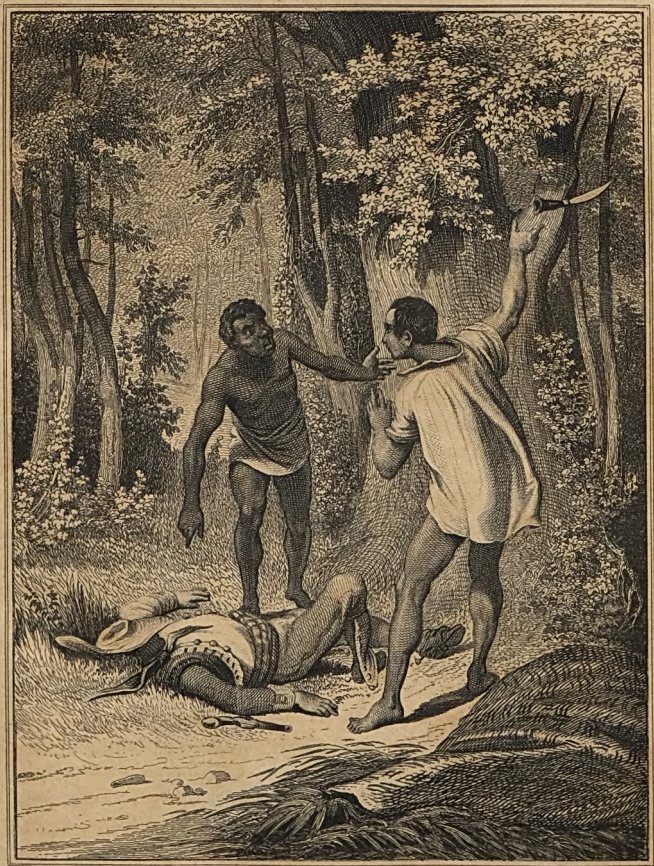
M., der ehemalige Auswanderungs-Hauptagent, wurde todtbleich, als er Ernst erkannte, den er längst als ein Opfer des heißen Klima's und der erduldeten Leiden mochte betrachtet haben. Er mochte den Augenblick der ihm drohend nahenden Gefahr erkennen; er wich einige Schritte zurück, und griff nach einer Pistole, die im rothen Gürtel steckte, die er spannte und auf Ernst anschlug.

Mit einem wunderbaren Instinkte hatte Malomolo die Lage erwogen und erkannt. Er kannte zwar die Beziehungen nicht, die zwischen den beiden Männern obwalteten, aber der wüthende Zornausbruch seines lieben Massa ließ ihn die allerernstesten ahnen. Er war leise dem Hauptagenten näher getreten, jede seiner Bewegungen im Auge behaltend, und als derselbe die Pistole zog, da traf ein furchtbarer Schlag seiner muskelkräftigen Faust den Arm, der die Pistole hielt, daß diese, sich entladend, zur Seite fuhr. Ein zweiter, rasch geführter, nicht minder gewaltiger Schlag traf den Kopf des Hauptagenten, der ihm den Hut in die Augen trieb und ihn der Länge nach zur Erde streckte. Ernst blieb vor dem bewusstlos daliegenden Feinde stille stehen. Alle seine Erregung war vorüber. Malomolo riß das lange Messer des Gefällten aus der Scheide und reichte es Ernst mit den Worten: Massa, stoße es ihm in's Herz! —

Ernst sagte: Nein, der Herr spricht: Mein ist die Rache! Ich will vergelten! Und mit diesen Worten schleuderte er das Messer weit von sich.

Der Schuß in dieser Stille, da alle Kräfte der Natur erschöpft zu sein schienen und alles Lebende sich der Ruhe ergeben hatte, weckte Aufseher und Arbeiter, und brachte die in einiger Entfernung Wache haltenden Soldaten herbei. Der Oberaufseher hörte Ernst und Malomolo ab. Jetzt erklärten andere Meger, daß er seit einigen Tagen versucht habe, auch sie zu verführen, und es blieb sonach kein Zweifel, daß man einen der gefährlichsten Schleihändler gefangen habe, der sein Werk bis jetzt ungefährdet betrieben. Noch waren diese Untersuchungen nicht zu Ende, als er sich regte und plötzlich aufsprang, um zu entfliehen. Das aber schien Malomolo vorausgesehen zu haben. Er faßte ihn mit seiner riesenhaften Stärke am dünnen Arme. Er stieß einen Schmerzschrei aus, aber er war gebannt durch diese schwarze Faust und wenige Augenblicke später so sicher gefesselt, daß er sich nicht mehr regen konnte. Man fand zwar keine Diamanten bei ihm, aber eine bedeutende Summe Geldes. — Den allseitigen Anklagen gegenüber, hörte alles Lügner auf. — Was seine Absicht gewesen, lag am Tage, war thatsächlich erwiesen, und ihn dem Gerichte in Diamantina zu übergeben, war die nächste und natürlichste Folge, was denn auch durch die Soldaten sofort bewerkstelligt wurde. —

In der Diamantwascherei brachte dieß Ereigniß nur eine verhältnißmäßig kurze Störung hervor; aber einige Tage später erfuhr Ernst von seinem Aufseher, daß schon seit vierzehn Tagen M. in Diamantina sich aufhalte. Er sei, erzählte er weiter, mit einer seltsamen Ladung hier angekommen, nämlich mit alten Flinten, die man aus den Waffenvorräthen in Rio de Janeiro ausgeschieden und die in Diamantina Niemand ihm habe ab-



laufen wollen. Schon diese widersinnige Waare habe der Polizei die Vermuthung beigebracht, sie sei eben nur zum Schein, und der eigentliche Zweck müsse ein anderer sein, da der kluge Mensch schon einmal vor Jahren in Diamantina gewesen und grade zu der Zeit, als er sich dort aufhielt, die Ausbeute der Wäschereien eine auffallend unergiebig gewesen sei. Der gegründete Verdacht ruhte auf ihm, durch Schleichhandel dem Staate eine ungeheure Summe entwendet zu haben. Er glaubte nicht, daß man sich seiner erinnere, da eine Reihe von Jahren zwischen seiner damaligen Anwesenheit und der jetzigen gelegen. Nichts desto weniger sei er erkannt und bald seine Verbindung mit verdächtigen Personen ermittelt worden, die sich, offenbar in seinem Auftrage, in der Nähe der verschiedenen Diamantwäschereien hätten blicken lassen. Genauere Ermittlungen hätten auch jetzt wieder eine auffallend geringere Ausbeute entdecken lassen. Man habe denn ein wachsames Auge auf ihn gehabt, bis er hier auf der That sei ertappt worden. Nun habe man seine Helfershelfer sogleich ergriffen, wo man ihrer habhaft werden können. Alle hätten aber hartnäckig geläugnet und die Gerichte hätten lange Nichts ermitteln können, was bestimmte Entwendungen hätte nachweisen können. Endlich sei es einem Manne von der Polizei eingefallen, einmal die alten Flinten zu untersuchen, die M. bereits wieder als Rückfracht seiner Maulthiere in Kisten verpackt gehabt habe. Da sei denn die Art und Weise des schlaun Schelmen an den Tag gekommen, denn, sorgfältig in feines Papier eingewickelt, habe man eine Menge Diamanten, selbst solche von einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, in den Gewehrläufen gefunden, deren Werthbetrag ein ungeheurer gewesen sei. Diese Thatsache habe den Schmuggler überführt und so sei denn sein Prozeß eingeleitet und schnell sein Urtheil gesprochen worden. —

Und wie lautete es? fragte mit großer Theilnahme Ernst den Aufseher.

Einstweilen auf Tod durch Hängen am Galgen für ihn und seine Spießgesellen; allein das Urtheil muß vom Kaiser in Rio de Janeiro bestätigt werden, ehe es vollzogen werden kann, sagte der Aufseher.

Ernst schwieg, aber ein kalter Schauer durchrieselte ihn. Er erkannte den Finger Gottes in dieser Entwicklung, und seine unerforschlichen Rathschlüsse, die den Verbrecher zu fassen wissen, wenn er es am wenigsten glaubt, um ihn die wohlverdiente Strafe erleiden zu lassen. Malomolo hatte mit großer Theilnahme dieser Erzählung zugehört, insbesondre hatte er die Züge Ernst's genau beobachtet, ohne aber irgend welchen Zug zu entdecken, der ein Zeichen über die befriedigte Rache ihm hätte gewähren können. Er schüttelte den wolligen Kopf, da aber die Arbeit eine zusammenhängende Unterhaltung nicht zuließ, so hielt er seine Fragen bis zum Abende zurück.

Heute läutete die Feierabendglocke früher, als sonst, weil die Siesta durch einen heftigen Gewitterregen war unterbrochen worden. Der Aufseher hatte erlaubt, die Matten im Strahle der Abendsonne zu trocknen, und so war es denn noch ziemlich frühe, als nach dem gewöhnlichen Mahle zur Abendzeit die Neger ihre Hütten suchen durften.

Raum hatte Ernst sich auf seinen Matten ausgestreckt und laut, wie er es zu thun sich gewöhnte sein Abendgebet verrichtet, an dem der Neger den herzlichsten Antheil nahm, dem ohnehin bei jeder Gelegenheit Ernst die Lehren der christlichen Religion beibrachte, da fragte Malomolo mit größter Erregung, wie er es sich zu deuten habe, daß er auf den Schmuggler sich mit solcher Wuth gestürzt, ihn aber doch nicht getödtet, und auch heute, da doch seine

Rache eine so glänzende Befriedigung gefunden, auch kein Zeichen der Freude gegeben habe? —

Massa, fuhr er fort, warum verhehlst du Malomolo, der dich doch so lieb hat, das, was zwischen dir und dem Menschen obwaltet? Malomolo ahnet, daß er dein Todfeind ist; daß er dir großes Uebel zugefügt; daß du Grund hast, ihn als die Ursache großen Unrechts anzusehen, das dir geschah? Hast du ihn nicht „Schurke“ und „Seelenverkäufer“ genannt, wie ihr weißen Leute die Sklavenhändler zu nennen pfleget, sofern ihr es mit den armen Schwarzen wohlmeinet? Ich bitte dich, erzähle mir, was er dir Uebels gethan hat! — Ernst konnte nicht widerstehen. Er theilte dem treuesten Freunde, den er in der Welt gefunden hatte, seine Geschichte mit. Es war ihm selbst ein Bedürfniß, ja eine Buße, die er sich auferlegte, von seiner Jugend an Alles dem theilnehmendsten, kindlichsten Herzen mitzutheilen. Auf Malomolo machte die den Erzähler tief erschütternde Mittheilung einen so gewaltigen Eindruck, daß seine heißen Thränen rannen und auch die Ernst's hervorlockten, der im Geiste jene für ihn so beschuldigenden Begebenheiten noch einmal durchlebte. Als aber nun Ernst auf die Unglückszeit kam, die ihn zur Auswanderung hinriß, als er auch des Hauptagenten und seiner so schlau berechnenden Schurkerei in Antwerpen gedachte, als er vollends die Begebenheiten bei — und nach der Landung in Rio de Janeiro Malomolo mittheilte, da sprang der Neger auf und rief: Massa, Massa, warum stießest du ihm das Messer nicht in die Brust, als ich es dir reichte? —

Ernst mußte sich einen Augenblick sammeln, ehe er wieder das Wort nahm, auf das der Neger mit stoßendem Athem hörchte.

Malomolo, hob er dann an mit mildem, sanftem Tone, habe ich dir nicht gesagt, daß der Heiland von seinen

Jüngern fordert, daß, wer sein Jünger sein wolle, sich selbst verläugnen und willig sein Kreuz auf sich nehmen müsse? Habe ich dir nicht sein Wort gesagt: Segnet, die Euch fluchen; bittet für die, so Euch beleidigen, thuet wohl denen, die Euch hassen und verfolgen? Liebet Eure Feinde, auf daß Ihr Kinder seiet Eures Vaters im Himmel, der auch seine Sonne aufgehen läßt über Ungerechte? — Habe ich dir nicht gesagt, daß das Wort Gottes sagt: Vergeltet nicht Böses mit Bösem? Erinnerst du dich nicht, daß ich dir sagte des Herrn Wort: „Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr? Habe ich dir nicht erzählt, wie der Heiland Jesus Christus, als er von seinen erbitterten Feinden an's Kreuz geschlagen worden, für sie betete: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun? Und ich, der ich durch meines Heilandes Jesu Christi Verdienst selig zu werden hoffe, ich, der ich Gnade suche durch ihn, sollte mich an meinem Feinde rächen? Vergebe mir der Herr in Gnaden die erste wilde Aufwallung meines sündhaften Herzens, das im ungerechten Zorne aufloderte, während der Herr durch seinen Apostel uns sagt: Zürnet und sündigtet nicht! Gebet nicht Raum dem Zorne in Euern Herzen, und wieder: der Zorn thut nicht, was vor Gott Recht ist! Nein, Malomolo, wer ein Christ sein und selig werden will, darf seinen Mittknecht nicht richten. Der Herr Jesus sagt warnend: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet; verdammet nicht, damit Ihr nicht verdammet werdet! — Und nun begann Ernst ein Gebet, das aus seiner tiefsten Seele quoll, und worin er mit heißer Inbrunst Gott anflehete, er wolle seinem Feinde seine Schuld vergeben und ihm gnädig sein. Malomolo hatte in tiefster Stille diese Rede Ernst's angehört. Er sprach kein Wort mehr. Ernst meinte, er sei in einen tiefen Schlaf versunken, legte sich herum und schlief sanft und ruhig ein; aber der Neger schlief nicht. Ernst's

Worte, zusammengehalten mit seinem Benehmen gegen seinen Feind, hatten das Herz des Schwarzen im tiefsten Grunde erschüttert. Er fühlte die göttliche Hoheit in den Worten des Evangeliums; er sah die Früchte solcher Gottesworte und solchen göttlichen Beispiels in Ernst's Handlungsweise. Das bewegte ihn tief. —

Lange lag er wachend und tief aufseufzend auf seiner Matte. Endlich betete auch er: Herr, mache mich zu einem deiner Knechte, denn ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße! Und ein Thränenstrom entquoll seinen Augen und erst weit hinter Mitternacht übermannte ihn der Schlaf.

Als am Morgen das Glöcklein sie weckte, da faßte er die Hand Ernst's, küßte sie und bat: Ach, Massa, lehre mich mehr von dem Herrn Jesu, ich will ja gerne dem Schläfe Widerstand leisten! Freudig sagte ihm Ernst das zu, und Beide knieten auf ihrem Mattenlager nieder, und Ernst betete um gnadenreiche Förderung der Erweckung des Regers, um Stärkung der guten Anfänge in seiner Seele und um Kraft von Oben zu seiner Belehrung. Darauf gingen sie zu ihrem Frühstücke und dann an ihre Arbeit. —

Malomoso arbeitete fleißig, aber er war stille und in sich gekehrt den ganzen folgenden Tag. Als Mittags das Glöcklein von dem Schläfe der Siesta weckte, da erblickte Ernst ihn in einiger Entfernung im Gebete auf seinen Knien liegend.

Und am Abende und an jedem der folgenden Abende that Ernst, wie ihn Malomoso gebeten hatte; und der Herr gab Segen zu dem Werke und förderte Beide in seiner Erkenntniß und Furcht.

Von dem Diamantenschmuggler und seinen Gehülfen war keine Rede mehr; aber nach etwa drei Monaten führte eines Tages der Aufseher seine ihm untergebenen Sklaven

nach Diamantina zum Gottesdienste. Der Weg war ziemlich weit, den er einschlug, und der gewöhnliche und nächste zur Stadt war es nicht. Er ritt auf seinem Maulthiere neben Ernst, an dessen Seite, wie immer, der von ihm unzertrennliche Malomolo ging.

Warum führet Ihr uns heute den weiten Umweg nach der Stadt, und die Sonne brennt doch so heiß? fragte Ernst den Aufseher Ignazio. Dieser lächelte. Warte noch eine kurze Zeit, erwiederte er, und du wirst dir Antwort auf deine Frage geben können, ohne daß ich meinen Mund öffne!

Sie waren in einem Thale aufwärts geschritten, wo der hohe Itacolumi stets vor ihren Augen lag, dessen schöne Färbung von der Morgensonne Ernst's Blicke gefesselt hielten. Er stieg stolzer bei jedem Schritte, den sie aufwärts machten, empor, und schien je mehr und mehr in flüssigem Golde zu schwimmen, so mächtig wirkte das Licht der aufsteigenden Sonne, die mit ihrem Glanze hinter dem schönen Berge stand und rings ihr Goldlicht entfaltete, ohne daß sie selbst das Auge des Beschauers blendete.

Plötzlich rief der Aufseher: Halt!

Sie waren auf die Hochebene getreten, wo indessen einzelne Hügel ihnen den Anblick der nahen Stadt noch entzogen, deren unendlich schön zusammenklingendes Glockengeläute jetzt an ihre Ohren zu schlagen begann. Alle glaubten, der Aufseher hieße sie stehen, um das herrliche Geläute zu hören, allein er reckte jetzt seinen Arm rechts hin, und rief: Dorthin richtet Eure Blicke!

Ein Ausruf des Entsetzens und des Schreckens entrang sich jeder Lippe, selbst der des Stumpfsinnigsten unter den Negern, denn auf einem der nicht sehr fernem Hügel erblickte man vier Galgen, an denen zwölf nackte Leichname hingen, und um die ein schreiender, streitender

Schwarm jener gefräßigen Urubu's oder Nasgeier sich versammelt hatte, der an diesen Unglücklichen seine Morgenmahlzeit auf eine grausenerregende Weise hielt. —

Sehet, sagte Ignazio mit starkem Nachdrucke, dieser schreckliche Anblick ist es, um deßwillen ich Euch diesen Weg führte. Da sehet Ihr die Strafe des Betrügers, des Unredlichen, der Andre zur Unterschlagung dessen anreizte, was des Kaisers ist! Es sind die Leichname derer, welche die Sklaven zur Unterschlagung der Diamanten reizten und verbotenen Handel mit ihnen trieben. Wenn die Geier die letzte Faser ihres Fleisches verzehrt, werden die Neger ihre Stelle einnehmen, die mit ihnen im Bunde standen. Schreibt's Euch in die Seele, daß die gerechte Strafe den Verbrecher unausbleiblich trifft! —

Der Aufseher schwieg und machte ein Kreuz an Brust und Stirne. Noch eine Weile waren die Blicke voll Entsetzen auf das grauenvolle Schauspiel gerichtet, dann rief der Aufseher: Vorwärts! und der Zug setzte sich in Bewegung, aber man vernahm bis zur Stadt hin keinen Laut mehr.

Zwei in dem Zuge hatten die entsehten Blicke abgewendet von dem schauerlichen, erschütternden Anblicke; Zweie in dem Zuge hatten bedeutsame Blicke miteinander gewechselt; Zweie in dem Zuge falteten unbemerkt von den Uebrigen ihre Hände und beteten für die um Gnade, die der Arm des Herrn, des strafenden Richters aller Menschen erreicht hatte mit gewaltiger Schwere, und diese Beiden waren Ernst und Malomolo. —

VII.

Das Schauspiel, dessen Anblick die Sklaven gehabt, wirkte mehr, als jede Mahnung, Belehrung oder Warnung,

selbst wenn sie dem beredtesten Munde entfloßen wäre. Hier trat thatsächlich, und darum entschieden wirksam, die Wahrheit an die Seele heran, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Der Eindruck war ein tiefeinschneidender auf Alle, die Zeuge gewesen, und er blieb auf lange Zeit in seiner vollen Kraft; insbesondere kam Malomolo oft in seinen Unterredungen mit Ernst darauf zurück, und dieser unterließ es nicht, denjenigen Gebrauch davon zu machen, der auf das Gemüth seines wißbegierigen und innerlich empfänglichen Schülers heilsam sein konnte. So wurde die gerechte Strafe eines Verworfenen zum Warnungsbeispiele für Viele und zum Segen für eine gerettete Seele.

Die Akten des ganzen Hergangs waren nach Rio de Janeiro geschickt und darin auch Ernst's gedacht worden. Hierdurch war der oberste Inspektor der Diamantwäschereien, ein sehr edler Mann, auf ihn aufmerksam geworden, der um diese Zeit die sämtlichen bergwerklichen Anstalten zu bereisen hatte. Aus den Bergwerken von Minas geraes kam er in die Provinz Mutto grosso. Wie es aber bei der Menge wechselnder Geschäfte, Zustände, Orte und Personen zu gehen pflegt, die Begebenheiten in Diamantina waren tief in den Hintergrund seines Gedächtnisses zurückgedrängt worden. Erst als er zu den Diamantwäschereien kam und auch zu der, in welcher Ernst thätig war, fiel ihm das Ganze wieder ein, und der „weiße Sklave“ regte wieder seine volle Theilnahme an.

Es war an einem frühen Morgen, als der Inspektor in der Diamantwäscherei eintraf, worin Ernst beschäftigt war. Nachdem er sich die Register über die gefundenen Diamanten hatte vorlegen und diese vor seinen Augen mit den vorhandenen Diamanten vergleichen lassen, Alles, was die Beföstigung und Fürsorge für die Sklaven betraf, untersucht, sich nach dem Gesundheitszustand erkun-

dig, ging er die Reihen hinab, welche die Holztröge bildeten, darin der diamanthaltige Gascalthao gewaschen wurde. Als er vor dem Troge stehen blieb, an dem Ernst und Malomolo arbeiteten, rief er heftig aus: Ein weißer Sklave! Aufseher, wie geht das zu?

Der Aufseher berichtete, er sei ihm mit dem Transporte Schwarzer ausgeliefert worden. Er könne über die Verhältnisse des Sklaven Nichts sagen, da er zum Reden keine Zeit zum verwenden habe, überdies der Sklave, der ein Muster des Fleißes, der Ordnung und der Treue sei, über seine Verhältnisse das tiefste Schweigen beobachte.

Wie heißt er? fragte der Inspektor weiter.

Ernst Fruchting, ein Deutscher, war des Aufsehers Antwort.

Ernst Fruchting, rief der Inspektor, ich entbinde dich für heute der Arbeit; folge mir!

Ernst hatte die Unterredung mit angehört und verstanden. Er hatte nicht von seiner Arbeit aufgeblickt; jetzt aber sah er auf, reinigte seine Hände und trat bescheiden hinter dem Troge hervor. Der Inspektor wies auf die Gebäude hin, worin der Oberaufseher und die sämtlichen Aufseher wohnten, und schlug den Weg dahin ein. Ernst folgte in einiger Entfernung und wartete an dem Portale, bis er zu dem Inspektor gerufen wurde. Als er zu ihm eingeführt wurde, saß dieser bereits auf einem Sopha und ließ Ernst sich auf einen Stuhl setzen.

Bist du des Portugiesischen so mächtig, fragte wohlwollend der Inspektor, daß du dich darin mit mir unterhalten kannst?

Nicht so ganz, erwiderte Ernst bescheiden, da ich es erst hier nothdürftig erlernt habe; ich würde mich lieber französisch ausdrücken, wenn Ew. Excellenz nicht etwa Deutsch zu reden vermöchten.

Sogleich nahm der Inspektor die französische Sprache

auf, die er geläufig sprach, indem er versicherte, kein Deutsch zu verstehen.

Mit der größten Milde und Freundlichkeit begann er nun, Ernst zu ersuchen, ihm seine Geschicke, besonders aber die Umstände mitzutheilen, die ihn in die Sklaverei gebracht. Sein Ton und Ausdruck war vertrauenerweckend. —

Ernst fühlte, daß ein entscheidender Augenblick gekommen sei, und seine Seele erhob sich zu einem freudigen Hoffen. Einfach und klar erzählte er nun, wie die Anwerbung zur brasilianischen Auswanderung betrieben worden sei, und wie auch er, unbekannt mit der wahren Lage der Verhältnisse, sich habe bethören lassen. Er ließ mit wenigen Worten das einfließen, was von seinen Familienverhältnissen mitzutheilen nöthig erschien; dann aber folgte er getreu dem Gange der Ereignisse, welche im Laufe der erzählten Begebenheiten meine lieben Leser bereits kennen gelernt haben.

Als er auf dem Schiffe die Handlungsweise des Hauptagenten darlegte, rief der mit der größten Aufmerksamkeit zuhörende Inspektor: Wie heißt dieser Verworfene, daß ihn der Arm der strafenden Gerechtigkeit ergreife?

Sie hat ihn gerichtet, sagte Ernst, denn es war der Arriero M, welcher uns hier zu Veruntreuungen an den Diamanten veranlassen wollte. Er hat sein Leben am Galgen geendet, schloß Ernst und setzte hinzu: Gott sei seiner Seele gnädig! Diese halblaut gesprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Seele des Inspektors, und als Ernst einige Augenblicke schwieg, bat er ihn, fortzufahren, und seine Züge nahmen einen noch freundlicheren Ausdruck an. Das that Ernst in ebenso ruhiger, als einfacher Weise.

Heiliger Gott, rief, als er geendet, der Inspektor, welch' ein Gewebe von Verworfenheit! Geh' hin, mein

Sohn, sagte er mit tiefer Rührung, du wirst bald von mir hören!

Ernst verbeugte sich und ging. Sogleich nach ihm trat sein Aufseher ein, der sich hatte melden lassen.

Excellenz, sagte er, der Negerflave Malomolo, welcher mit dem Weißen an demselben Waschtroge beschäftigt ist, läßt auf's Flehentlichste und um Gotteswillen um ein gnädig Gehör bitten.

Was will der Schwarze? fragte der Inspektor.

Ich weiß es nicht, entgegnete der Aufseher, aber ich vermute, daß es auf den weißen Sklaven sich bezieht.

Der Inspektor bewilligte dem Schwarzen Gehör, nachdem er vernommen, daß er sich leidlich portugiesisch verständlich machen könne und sehr brav sei. —

Wenige Augenblicke später führte der Aufseher Malomolo herein, der sich sogleich auf seine Kniee warf und die Arme vor der Brust kreuzend, sein Angesicht auf die Erde beugte.

Stehe auf, befahl der Inspektor; aber Malomolo blieb auf seinen Knieen liegen und erhob nur das Haupt. Auf das Wort: Rede, mein Sohn! hob Malomolo an, die Auftritte im Walde zu erzählen, als der Arriero oder Auswanderungshauptagent zu Ernst und ihm trat. Er erzählte in seinem gebrochenen Portugiesisch so eigenthümlich, daß der Inspektor Anfangs mehrmals unwillkürlich lächeln mußte, allein bald bemächtigte sich seiner der tiefste Ernst, die lebendigste Theilnahme, besonders, als der Neger erzählte, wie Ernst das Messer weggeschleudert, und wie er ihn über die Selbststrache belehrt habe, bis zu dem Anblicke der auf dem Hügel bei Diamantina Erhängten. Dann fügte er lobpreisend hinzu, wie Ernst seine Seele zum Lichte des Christenthums geführt, das seine Seele umgewandelt habe. Als er diese Erzählung geendet, da reckte er die gefalteten Hände gegen den Inspektor und

rief flehend: O Gnade, Gnade, Massa, für Massa Ernst! Freimachen, Massa freimachen! Massa nicht Sklave! —

Der Inspektor, dessen Herz schon durch Ernst's Erzählung gerührt war, wurde durch des Regers Erzählung noch tiefer ergriffen; er bewegte Alles, was er hier gehört in seinem Herzen, und setzte sich, nachdem Malomoso höchst gnädig entlassen war, sogleich nieder, um über das Alles einen Bericht an den Kaiser zu erstatten. Ein Bote brachte sodann dieses Schreiben nach Diamantina, woselbst die Behörden aufgefordert wurden, es durch einen reitenden Boten mit möglichster Beschleunigung nach Rio de Janeiro zu befördern. Was er geschrieben, erfuhr keiner der ihn begleitenden Beamten, aber der edle Mann hatte in schmuckloser Einfachheit dem Kaiser mitgetheilt, was er hier gehört und erlebt hatte und dann sein menschenfreundliches Herz reden lassen, eine Sprache, welche der wohlwollende Monarch in Rio de Janeiro wohl zu würdigen verstand.

Der Weg, welchen der Bericht des edeln Inspektors zu machen hatte, war (Ernst hatte ihn ja kennen gelernt) ein weiter und vor drei vollen Wochen, auch wenn der Kaiser dem Berichte sogleich seine Aufmerksamkeit widmen sollte, konnte eine Entscheidung in Diamantina nicht zurück sein. Das wußte der Inspektor wohl und benutzte darum diese Zeit, um die übrigen Diamantwäschereien im Umkreise von Diamantina kennen zu lernen und ihren Zustand zu untersuchen. Er schied indessen nicht, ohne noch einmal liebevoll mit Ernst gesprochen zu haben, wobei er ihm sagte, daß, wenn er etwa seinen Aeltern schreiben wolle, er diesen Brief gerne mit nach Rio de Janeiro nehmen und besorgen wolle, doch wünsche er, daß er damit warte, bis er, hierher zurückkehrend, den Brief selber in Empfang nehmen könne. In Ernst's Seele hatte die große Freundslichkeit des vortrefflichen Mannes wieder einen Hoffnungs-

schimmer aufgehen lassen. Malomolo hatte in kindlicher Offenheit ihm Alles gesagt, was er dem Inspektor mitgetheilt.

Mit Thränen im Auge dankte Ernst dem treuen Neger, der sich vom ersten Augenblicke mit so seltener Liebe und Treue an ihn angeschlossen, und diese hingebende Liebe fort und fort bewährt hatte. Der Neger war außer sich vor Freude, denn er rechnete fest auf Ernst's Befreiung, eine Hoffnung, die wohl auch in Ernst's Seele Raum gewann, die er aber im demüthigsten Gebete dem Herrn empfahl, der alle unsere Geschicke sendet und mit Vater-treue lenkt. Stürmisch aber waren diese Gebete nicht. Die Ruhe und Ergebung, welche in Ernst's Seele gekommen war, seit er jene völlige Umwandlung seines inwendigen Menschen erfahren, machte sich auch hier ganz in ihrem segensreichen Erfolge geltend. Er legte seine Bitten an des Herrn treues Herz und harrete in Geduld und Ergebung, was etwa ihm zu Theil werden würde. —

Wie es aber mit dem Schreiben des Inspektors gegangen, werden meine Leser, die an Ernst's Geschicken einen warmen Antheil genommen, gerne wissen wollen? Ich kann mir es nicht versagen, das, was Ernst später von dem Inspektor erfuhr, hier zu erzählen.

Wie schon bemerkt, hatte der Inspektor die ganze Lebensgeschichte Ernst's mit den allerlebhaftesten Farben, aber dennoch vollkommen der Wahrheit getreu, dargestellt. Sein Herz, das leicht erregbar, hier bis in's Innerste war bewegt worden, hatte geredet und so war das Schreiben kein kalter Bericht geworden, sondern vom wärmsten Lebenshauche erbarmender Liebe durchweht. Er wußte, daß grade eine solche Darstellung geeignet war, das Herz des Monarchen zu bewegen. Die Behörden in Diamantina, denen das Ersuchen des einflußreichen, und am Kaiserhofe in Rio de Janeiro hoch angesehenen und hoch geachteten

Inspektors der Landesbergwerke ein Befehl war, sandten sogleich einen reitenden Eilboten damit nach Rio de Janeiro ab.

Zwischen dem Kaiser und dem Inspektor der Bergwerke stand noch der Minister, in dessen Hand der Eilbote seine Botschaft zunächst legte. Der Inhalt dünkte ihm so merkwürdig, daß er das umfangreiche Schreiben erst durchlas, ehe er es dem Kaiser überreichte, wie es auch der Inspektor wünschte. War auch der Minister keines von jenen weichen Gemüthern, die von den Begebenheiten solcher Art, wie sie der Inspektor berichtete, bis zu Thränen der Theilnahme hingerissen werden, so war er dagegen ein Mann von einer unbeugsamen Redlichkeit und Gerechtigkeit. Was ein so weiches Gemüth gerührt haben würde, das empörte ihn. Der Sklavenankauf, als in Diamantina die natürlichen Pocken alle Schwarze weggerafft, war durch sein Ministerium bewirkt worden, und nur auf eine verbrecherische Weise konnte der Weiße, der eingewanderte Fremdling, von den Lieferanten der Sklaven mit eingeschmuggelt worden sein. Er ließ sich also die betreffenden Papiere, Verträge und dergleichen vorlegen. Er fand, daß der Sklavenhändler Ribeiro am Hafen die Lieferung gemacht hatte. Im Berichte des Inspektors war der Name des Arriero genannt, der Ernst im Indianerdorfe von dem belgischen Schiffskapitane an sich genommen und fortgebracht hatte, er hieß Gasparini. Wieder schellte der Minister und Einer der Diener erhielt den Befehl, den genannten Arriero, wenn er in Rio de Janeiro sich befindet, sogleich zur Stelle zu schaffen. Ein Anderer erhielt den Befehl, Ribeiro durch die Polizei gefangen nehmen und ebenfalls, aber in einen andern Raum des Palastes bis auf weitere Befehle festzuhalten. —

Die lieben Leser werden fragen: Warum wohl der Minister diese Maßregeln ergriffen habe? Ich frage:

Konnte nicht möglicher Weise die ganze Erzählung Ernst's die Erfindung eines schlaunen, geriebenen Taugenichtes sein? — Da galt es, die Wahrheit, so weit es noch möglich, festzustellen, um einen sichern und festen Boden unter dem Fuße zu haben.

Es währte einige Stunden, eine Zeit voll peinigender Ungeduld für den Minister, bis man ihm die Ankunft der beiden Gefangenen meldete. Der Minister befahl, den Arriero Gasparini in der Nähe zu halten, wenn er den Ribeiro vernehmen würde.

Ein Sklavenhändler ist in der Regel ein Mensch, der allem menschlichen Gefühle, allem Rechtsgefühle — in Summa, Allem, was edel und gut genannt werden muß, für immer Valet gesagt hat. Mit einer Frechheit, die auf den menschenkundigen Minister einen sehr schlimmen Eindruck machte, welche indessen nur ein Schleier für die Angst war, welche das in mehr als Einer Hinsicht schlechte Gewissen des Sklavenhändlers beben machte, trat Ribeiro in das bestimmte Gemach ein. Ohne weitere Umschweife trat der Minister mit seinen Fragen mitten in die Sache, was Ribeiro in Verwirrung zu bringen drohte. Dieser hatte nämlich nicht sobald aus den Reden des Ministers entnommen, um was es sich handelte, als er, da der Hauptagent M. todt, sich auf schlechthiniges Lügner zu verlegen entschloß. Der gewickelte Mensch überlegte nämlich schnell, daß ein Zeuge für seine Mitschuld an der ruchlosen That nicht mehr vorhanden sei. An den Maulthiertreiber Gasparini dachte er nicht im Entferntesten mehr, da überhaupt eine geraume Zeit ja verstrichen war.

Seine Antworten waren daher völlig diesem Plane gemäß, ja er bedachte sich keinen Augenblick, sich mit einer neuen Lüge zu helfen, indem er sagte, er habe die Sklaven selbst gar nicht gesehen, die der Arriero da Monte in Empfang genommen und in's Innere gebracht habe. Er

nannte diesen Arrieronamen, weil er sicher wußte, daß den dicken Arriero dieses Namens während der Mittagstesta der Schlag getroffen hatte.

Der Minister hörte eine Weile mit scheinbarer Ruhe das Lügengewebe des Verworfenen an, als er ihn hinter eine sogenannte spanische Wand treten hieß und nun Gasparini eingeführt wurde.

Dieser erzählte willig und wahr, was in dem Berichte stand, und bestätigte vollkommen, was Ernst erzählt hatte.

Jetzt ließ der Minister den Sklavenhändler wieder vortreten, der todbleich und niedergeschlagen Alles bekannte, was er vorher geläugnet.

Der Minister übergab Beide dem herbeigerufenen Gerichtsprokurator, der sie einstweilen in Gegenwart des Ministers zu Protokoll verhörte, und sie dann in getrennten, aber sichern Gewahrsam bringen ließ. Der Prozeß wurde sogleich eingeleitet, und konnte schnell beendet werden, da ein Bekennen der Schuld bereits den Weg dazu angebahnt, und weitere Untersuchungen nicht nothwendig geworden waren.

Jetzt erst, da er die Protokolle, welche die volle, runde, nackte Wahrheit der Aussagen Ernsts bestätigten, in seiner Hand hatte, ließ sich der Minister bei dem Kaiser melden und trug ihm den unerhörten Fall vor und überreichte den Bericht des Inspektors aus Diamantina, der in eben der Art, wie er die Begebenheiten Ernsts erzählte, auch des Auftritts mit Malomolo gedachte. Der Kaiser war schon ergriffen über das, was mündlich der Minister vortrug, aber er wurde es noch bei Weitem mehr, als ihm der Minister den Bericht des Inspektors vorlas.

Lasset mir den Bericht hier, sagte der Kaiser, und legte ihn, als der Minister die Vorlesung beendet und ihm überreicht hatte, neben sich.

Mir war es, sprach darauf der Minister, vorzüglich

darum zu thun, mich, so weit es möglich, ganz der Wahrheit zu versichern. Der im Berichte als Hauptverbrecher genannte Hauptagent M, ein Deutscher von Geburt, ist bereits als Opfer der Gerechtigkeit gefallen. Er war der Diamantenschmuggler, den Ernst Fruchting und der Neger Malomolo in Diamantina zur Haft brachten, und der auf Ew. kaiserlichen Majestät gerechtes Urtheil mit seinen Spiesgesellen bei Diamantina gehängt worden ist. Da waren denn nun nur mehr zwei Zeugen übrig, der Sklavenhändler Ribeiro und der Arriero Gasparini. Beide haben vor Ew. kaiserlichen Majestät Prokurator die Wahrheit bezeugt; Beide sind in Haft und harren ihres Urtheils. Die Protokolle ihrer Aussagen habe ich die Ehre Ew. kaiserlichen Majestät vorzulegen.

Er überreichte die Papiere dem Kaiser.

Meine Entschließung werde ich Euch mittheilen, sagte der Kaiser und entließ den Minister.

Die Gemahlin des Kaisers war die österreichische Prinzessin Leopoldina, ein mildes, weiches, deutsches Frauengemüth der edelsten Art. Zu ihr eilte der Kaiser mit den anziehenden Schriftstücken, um ihr Alles mitzutheilen. Die Kaiserin vernahm mit Entsetzen, welche Zustände noch in Brasilien herrschten; sie nahm mit der größten Theilnahme Kenntniß von dem Schicksale Ernst's. Der Kaiser hatte seiner Gemahlin Alles selbst vorgelesen, und als er geendet, blickte sie ihn mit ihrem großen, schönen, in Thränen glänzenden Auge an und sprach: Was werden Eure Majestät thun? —

Der Kaiser lächelte. Leopoldina, sagte er mild, in deinem Auge hat der arme Deutsche eben einen Fürsprecher, der, obwohl stumm, doch beredter ist, als irgend ein Mund. Wenn nicht mein eignes Herz entschieden hätte — der würde entscheiden!

O mein theurer Gemahl, rief die Kaiserin aus und
Sorn, Diamantina.

faßte die Hand des Kaisers, darf ich diese erhabenen Worte so deuten, wie es mein Herz wünscht?

Der Kaiser lächelte abermals. Und was wünscht dieß milde Herz? fragte er liebeich.

Freiheit für den Unglücklichen! rief die Kaiserin aus.

So sei es! erwiderte der Kaiser. Wir stimmen vollkommen überein; aber die Gerechtigkeit erheischt noch mehr. Er hat nun Jahre lang schuldlos gelitten. Um was ihn der verworfene Agent M in Antwerpen betrog, das muß ihm der Helfershelfer desselben, der Sklavenhändler Ribeiro, bis zum letzten Willreis (eine brasilianische Münze) ersetzen.

Dank, Dank! rief entzückt die edle Kaiserin aus. Recht zu üben, Gnade zu gewähren, ist das schönste Vorrecht der Fürsten, das ihnen Gott über ihre Völker gegeben!

Aber — sagte der Kaiser in gehobener Stimmung — es ist noch Einer da, für den die Stimme der Gerechtigkeit und Gnade sich gewaltig erhebt. —

Der Neger! rief die Kaiserin aus. Ja, ja, er ist ein seltener Mensch und Fruchting hat ihn zu christlicher Erkenntniß geführt.

Wohl, sagte der Kaiser. Möge Brasiliens liebenswürdige Kaiserin über ihn entscheiden!

Ich? fragte freudig erhebend die edle Kaiserin.

Der Kaiser nickte lächelnd.

So ist auch er frei! und Freudenthränen rannen über ihre schönen Wangen.

So soll es sein! sprach der Kaiser und schloß seine edle Gemahlin gerührt an seine Brust, und die Kaiserin blickte gen Himmel und rief betend aus: Herr, ich danke dir für den Segen dieses Tages! O daß jeder Tag unsres Lebens eine solche Handlung zum Segenstag machte, die Diamanten in der Kaiserkrone Brasiliens erinnerten dann mit ihrem Strahlenglanze nur an freudestrahlende Menschenblicke!

VIII.

Was im Kaiserpalaste zu Rio de Janeiro vorging und vorgegangen war, das erzählte der Kaiser dem Minister selbst, und, da es kein Geheimniß war, welches den Mund des Ministers schloß, so durchlief es mit Blitzesschnelle alle Häuser Rio de Janeiro's, und gewann auf's Neue Tausende von Herzen dem Kaiserpaare. Nur das Eine, was sich auf Ribeiro's Entschädigung bezog, blieb ein Geheimniß des Ministers, um den Gang des Gerichtes nicht zu unterbrechen oder zu beeinflussen. Nur dem Procurator wurde es im Vertrauen mitgetheilt. Er meinte, die Strafe sei in Betracht des Verbrechens zu geringe. Nach seiner Meinung müsse sie bedeutend geschärft werden. Der Prozeß verlief rascher, als es sonst etwa im Gange brasilianischer Gerechtigkeitspflege lag, weil das Auge des Kaisers ihn begleitete, und er auf die Entscheidung gespannt war.

Endlich war er spruchreif und das Urtheil lautete für den Arriero, der doch im Grunde die geringste Schuld trug, auf einige Monate Gefängniß, weil er hätte Anzeige von dem an dem Weißen begangenen Unrechte machen sollen, und es nicht gethan hatte. Für Ribeiro war es härter. Er wurde verurtheilt, nicht nur dem mißhandelten Ernst Früchtling das zu ersetzen, was ihm der Hauptagent und der Kapitän des Auswandererschiffes an Geld und Habe abgenommen, sondern für die Zeit durch ihn erduldeten Sklaverei eine sehr bedeutende Entschädigung; dann aber fünf Jahre Haft und Verweisung in eine entfernte Provinz des Reiches. Ganz Rio de Janeiro nahm an dem Prozesse den lebhaftesten Antheil und der Kaiser ließ dem Consul des Vaterlandes Ernst Früchtling's das Urtheil zustellen, um ihm zu zeigen, wie in Brasilien die geheiligten Rechte des Menschen geschützt wurden, wenn gesetzliche Willkühr und menschliche Verworfenheit sie an-

zutaften wagten. Alle Welt jubelte dem Richterspruche Beifall zu und alle Welt pries des Kaiserpaares Gnade.

Mit der Entscheidung des Kaisers und der Kaiserin über Ernst's und Malomolo's persönliche Verhältnisse eilte der Sendbote nach Diamantina, wohin seitdem der Inspektor von seiner Reise zurückgekehrt war, und wo er sich von den Beschwerden dieser nicht leichten Reise erholen und nebenbei die kaiserliche Entscheidung abwarten wollte.

Die mancherlei Verhandlungen aber brachten eine nicht unbedeutende Verzögerung hervor, die dem wackern Manne eine Ewigkeit zu sein dünkte.

Die, welche die Botschaft betraf, harrten einige Zeit voll Hoffnung, dann — schwand sie von Tag zu Tag mehr, und nachgerade gab sie Ernst auf, und sagte zu seinem treuen Malomolo: Wehe dem Manne, der sich auf Menschen verläßt! Wohl dem, des Zuversicht der Herr ist? Und wieder mit der Ergebung fügte er sich in sein hartes Loos, mit welcher er es bis zur Stunde, da der erste Hoffnungsstrahl in das Dunkel seiner Wege fiel, getragen hatte. Nicht mein, sondern dein Wille geschehe, betete er.

Anders war es in Malomolo's Herzen. Er konnte die Hoffnung nicht so leichten Kaufes aufgeben. Ihm schien der hohe Massa, vor dem er knieend für seinen lieben Massa Ernst gefleht, ein so milder, gerechter Mann, daß er den Glauben an ihn und an sein Wort nicht aufgeben konnte. Er schwieg zwar, wenn Ernst auf die Unsicherheit menschlicher Worte hinwies, aber er nährte dennoch heimlich den Glauben an sein Wort und die Hoffnung auf die Erhörung seiner heißen Gebete. Es schien aber, als ob die göttliche Barmherzigkeit noch einen andern Weg habe einschlagen wollen, um ehe und bevor die menschliche Begnadigung anlangte, Ernst's Ergebung zu belohnen.

Eines Tages schüttelte ein Neger früh am Morgen seinen Rübel Gascahau vor Ernst aus, und beim ersten

Griff in den zu Teig durchnässten Schutt, ergriff er etwas Hartes von nicht gewöhnlicher Größe. Beugend vor Freude, wusch Ernst schnell die daran klebende Erde ab und ein prachtvoller Diamant glänzte ihm entgegen.

Er klatschte in die Hand und hielt zwischen Daumen und Zeigefinger zur Ansicht des Aufsehers den herrlichen Stein in die Höhe!

Himmel, welch' ein Stein! rief der erstaunte Aufseher, und riß stürmisch an dem hellgellenden Glöcklein, dessen Ton die Arbeit an den Auswaschungströgen augenblicklich aufhören machte, und alle Aufseher mit dem Oberaufseher herbeirief.

Seht! Seht! rief der Aufseher, und hielt den strahlenden Edelstein in die Sonnenstrahlen.

Sogleich wurde er gewogen.

Dreißig Karat! rief erstaunt der Oberaufseher, denn seit mehreren Jahren war kein Edelstein von diesem Gewicht hier gefunden worden.

Du bist frei! war das zweite Wort des Mannes, das mit Jubel von Ernst's Aufseher, der ihm sehr wohlwollte, wiederholt wurde.

Ernst stand bleich und starr, wie eine Bildsäule da. Er regte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Malomolo stieß einen Freudenschrei aus, der voll und hell erklang, ein Zeugniß seiner Liebe zu Ernst und seines treuen Herzens. Er fiel stürmisch Ernst um den Hals und rief: Massa, lieber Massa, freuest du dich denn nicht deines Glückes! Sieh, das ist die Frucht meiner Gebete! Gelobt sei der Herr in Ewigkeit! Alle Aufseher schüttelten glückwünschend Ernst's Hand, und alle Reger bezeugten ihm theilnehmende Freude. Heute ist Ruhetag! rief der Oberaufseher, denn es ist ein Freudentag. Der Würdigste ist frei. Es lebe der Kaiser, der dieß Gesetz gegeben!

Unermeßlicher Jubel erschallte von allen Seiten.

Jetzt wurde ein Eilbote an den Inspektor abgesandt,

und Ernst in die Wohnung des Oberaufsehers geführt, wo er, nachdem er ein Bad im Bache genommen, die Kleider empfing, die er abgelegt, als er als Sklave eintrat, und die man ihm auf seine Bitte aufbewahrt hatte.

Es war eine wunderbare Fügung der Vorsehung Gottes, daß an demselben Morgen, als der Bote aus den Minen mit der Nachricht von der Auffindung des seltenen Edelsteines in Diamantina eintraf, auch der Sendbote von Rio de Janeiro ankam, welcher dem Inspektor Ernst's und Malomolo's Befreiung durch kaiserliche Gnade überbrachte. Das Herz des edeln Mannes war hocherfreut, denn Beides ergänzte sich vollständig. Schnell ordnete er die vorschriftsmäßige Feier auf den folgenden Tag an, der zufällig ein Sonntag war.

Die Nachricht durchlief mit Blitzesschnelle die Stadt. Man nahm den lebhaftesten Antheil an den freudigen Ereignissen und in jedem Hause bereitete man sich, einige der Sklaven zu bewirthen.

Früh am folgenden, heiligen Morgen versammelten sich sämmtliche Neger der verschiedenen Diamantwäschereien und zogen, mit grünen Palmzweigen in den Händen, der Stadt zu, vor deren Thoren sie auf denjenigen Zug warteten, der den Glücklichen brachte.

Außerhalb des Stadthores wartete der Inspektor mit allen Beamten des Bergwerkamtes und einer Musikkapelle. Endlich kamen in langem Zuge die Erwarteten. Jubelnde Zurufe begrüßten den Glücklichen. Die Glocken der Stadt riefen zum Gottesdienste. An der Spitze des langen Zuges setzte sich die Reihe der Beamten und die Musikkapelle, und unter Jubelrufen durchzogen die Neger die Straßen der Stadt. Nach dem Gottesdienste blieb eine zahllose Menge auf dem freien Platze vor der Hauptkirche stehen, in deren Mitte die Beamten, die Geistlichkeit, und an des Inspektors Hand Ernst traten. Hier erzählte der Inspektor die Schicksale Ernst's, die eine allgemeine Theil-

nahme erweckten, und las dann das kaiserliche Begnadigungs- und Freisprechungsschreiben vor.

Aber, sprach er dann mit erhobener Stimme, der Herr unser Gott, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, hat sichtbarlich sein Ja und Amen zu dem Entschlusse unsres milden und gerechten Kaisers gesprochen, indem er den so ungerecht Behandelten einen Edelstein finden ließ, der seine Freiheit an und für sich bedingte. Preis sei dem Herrn und Heil dem edeln Kaiser. Nicht endender Jubel begleitete diese Worte. Als der Sturm sich gelegt, nahm der Inspektor die Hand Ernst's. Ihr seid durch des Kaisers Gnade und Gottes sichtbaren Ausspruch frei, sagte er; aber ich habe noch eine Gnade des Kaisers zu verkündigen. Die, welche die Schuld trugen an Eurer Unglücke, sind in den Händen der irdischen Gerechtigkeit. Einer, der Hauptverbrecher, steht, nachdem er der irdischen Gerechtigkeit seine Schuld bezahlt, vor seinem himmlischen Richter; aber das Gericht hat seine heilige Pflicht gethan. Die Verbrecher sind bestraft, und Euch wird nicht nur die Summe ersetzt, um welche sie Euch betrogen, sondern eine Entschädigung für die Zeit Eurer Sklaverei, welche Euch mit jenem Ersatze für die Zukunft auch äußerlich sicher stellt. Und nun Ihr, die Ihr theilnehmend hier stehet, vernehmet eine weitere Gnade des Kaisers! — Nun erzählte er Malomolo's Thun ausführlich und rief dann: Malomolo, auch du bist von heute an ein freier Mann!

Jetzt brach der Jubel noch maßloser aus, als früher.

Ernst stand gesenkten Hauptes da. Seine Lippen waren stumm, aber seine Thränen rannen stromweise. Plötzlich fühlte er sich von mächtigen Armen umschlungen. Es waren die des glücklichen Malomolo. Er flüsterte ihm in's Ohr: O mein theurer Massa, Malomolo kann nicht auf eigenen Beinen in der Freiheit stehen, sei seine

Stütze, sein Stab; er ist dein, so lange der Athem seine Brust hebt!

Ganz Diamantina war in einer freudig festlichen Bewegung. Man sah nur heitere, frohe Gesichter. Die Neger wurden herrlich bewirthet und am Nachmittage überließen sie sich ihren beliebten Tänzen und Spielen bis tief in die sternenhelle Nacht.

Ernst und Malomolo waren die Gäste des edlen Inspektors, den sie, da er in einigen Tagen abreiste, nach Rio de Janeiro begleiten mußten. Noch in Diamantina ließ er es sich nicht nehmen, sie so auszurüsten, daß sie auch in ihrer äußeren Erscheinung auf die anständigste Weise in Rio de Janeiro auftreten konnten.

Unbeschreiblich war Malomolo's Glück. Nicht aber an sich dachte er dabei, sondern an seinen geliebten Massa. Ernst gelobte ihm vor Gott, daß er ihn nie verlassen würde; daß er ihn behandeln werde, wie einen leiblichen Bruder. Das machte ihn glücklicher als seine Freiheit.

Die Reise nach Rio de Janeiro sollte Ernst mit dem Inspektor der Bergwerke machen. So meinte es dieser, der ohnehin ihm Vorschüsse machen mußte, da er aller Mittel beraubt war. Auch Malomolo mußte ihn begleiten. Er hätte ihn nicht zurücklassen dürfen, weil er sonst nicht gewußt hätte, was er beginnen solle.

Auf's liebe reichste sorgte der Inspektor für Alles, was Ernst zur Reise nöthig hatte und unterwegs gab es vielfache Gelegenheit, über Ernst's Zukunft zu reden, die dieser sich noch gar nicht zurecht legen konnte. Zwei Wege schlug ihm der freundliche Mann vor. Den Einen, in die Verwaltung der Bergwerke und Minen einzutreten; den Andern, ein Handelsgeschäft anzufangen. Lange war Ernst unschlüssig; endlich aber ging er auf den ersten Vorschlag ein, ob er gleich sich sagen mußte, daß er zu diesem Berufszweige weder die nöthigen Kenntnisse, noch die Gewandtheit in der portugiesischen Sprache besitze.

Ich muß Ihnen Recht geben, erwiederte ihm der Inspektor, aber meine Absicht ist eine andere, und diese will ich Ihnen nun klar auseinandersetzen. Die Edelsteine, welche Brasilien in reichem Maße auf den großen Weltmarkt liefert, gehen meist nach Frankreich, und Paris ist der Ort, wo wir die meisten absetzen. Ein neuer Zweig bildet sich jetzt erst recht heraus. Es ist der der Achate, Amethyste und Opale, welche in unermeslichem Maße die Provinz Minas geraes liefert. Sie gehen in Drusen und sogenannten Bomben dorthin. Uns fehlt es im Inlande an gebildeten Leuten, welche der französischen Sprache mit der Gewandtheit sich bedienen können, daß sie dem Geschäfte, mündlich und schriftlich mit den Pariser Händlern zu verkehren, in gehöriger Weise gewachsen wären. Die eigentliche Kenntniß der Steine werden Sie sich bald erworben haben. Das Uebrige des geschäftlichen Verfahrens haben Sie inne, und so das noch nicht völlig der Fall ist, werden Sie es bald errungen haben, schneller und besser als die Portugiesen, die träge und lässig sind, und vollkommener als die Creolen, die zwar gewandt, aber Nichts weniger als redlich sind. Ich werde Sie dem Minister vorstellen und zu diesem wichtigen Verkehrswege vorschlagen, und habe die volle Ueberzeugung, daß wir uns in Ihnen nicht täuschen, weder was Ihre Fähigkeit, noch was Ihre Redlichkeit betrifft.

So war denn diese Sache abgethan und Ernst dankte auf's Wärmste dem Manne, der sich seiner auf eine so unendlich wohlwollende Weise annahm, und gelobte aus treuem Herzen, seiner Empfehlung Ehre zu machen.

Nach allen den, freilich durch die bequemere Art der Reise außerordentlich verminderten Beschwerden, welche Ernst auf der schrecklichen ersten Reise mit dem Arriero in Galoppe reichlich kennen gelernt hatte, erreichten sie endlich Rio de Janeiro, wo ihn der Inspektor mit Malomolo in sein Haus einstweilen aufnahm.

Nachdem er sich ausgeruht und mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt hatte, fand die Vorstellung vor dem Minister Statt. Er nahm Ernst wohlwollend auf; unterredete sich lange Zeit mit ihm und ging auf des Inspektors Vorschläge um so mehr und lieber ein, als ihm der ernste und bescheidene junge Mann sehr wohlgefiel. Er wies ihm eine sehr bedeutende Summe an, die ihm die Gerichte zuerkannt hatten und verhieß ihm, über seine Anstellung Seiner Majestät Vortrag zu halten.

Schon am andern Tage ließ ihm der Minister bedenken, das Kaiserpaar wolle ihn und Malomolo persönlich sich vorstellen lassen, wozu er ihm die Stunde ansetzte.

Das Herz pochte Ernst heftig, als er mit seinem schwarzen Freunde in dem Vorzimmer des Kaisers der Audienz gewärtig war. Es dauerte lange.

Endlich wurden sie eingeführt. Der Kaiser und die Kaiserin redeten ihn französisch an, bis die Kaiserin sich entsann, daß er ein Deutscher sei und sie die theuern Laute der Muttersprache anwandte, sich mit ihm zu verständigen. Sie haben Viel gelitten, seit Sie die Küste meines Reiches betraten, sagte der Kaiser. Werfen Sie auf Brasilien keine Abneigung. Seine Gerichte haben Sie schadlos gehalten, sein Kaiser wird das Geschehene wieder gut machen. Ich habe Sie heute zu dem Posten des Handelscommissairs ernannt. Widmen Sie diesem wichtigen, stets sich erweiternden Handelszweige Ihre Kraft mit Treue. Erproben Sie auch darin die Gesinnung, welche Sie in Diamantina bewährt haben, und ich werde nicht der Letzte sein, der die „deutsche Treue“ belohnt.

Als der Kaiser die Worte „deutsche Treue“ aussprach, blickte er seine Gemahlin lächelnd an. Sie verstand, was er damit sagen wollte.

O, Herr Fruchting wird sie sicherlich bewahren. Ich habe das Vertrauen zu ihm, sagte sie verbindlich lächelnd. Aber, fuhr sie fort, stellen Sie uns doch ihren treuen

Malomolo vor — zuvor aber erzählen Sie uns, wie er sich gegen Sie benahm.

Ernst, dem alle Angst von so viel Leutseligkeit abgenommen worden war, sprach sich mit aller Wärme aus, allein der Kaiser fiel ihm in die deutsche Rede. Sprechen Sie doch französisch, Sennhor, sagte er, sonst geht mir, da ich der deutschen Sprache nicht mächtig bin, Alles, was Sie sagen, verloren.

Ernst verbeugte sich und wiederholte französisch, was er der Kaiserin gesagt. Er hob mit dem ersten Begegnen an und fuhr dann Alles mittheilend fort, bis zu den letzten Begebenheiten. Die Kaiserin hatte Thränen in den Augen und blickte Malomolo freundlich an. Endlich fragte ihn der Kaiser, ob er irgend ein Geschäft anfangen wolle.

O nein, nein, rief, seine Hände vor der Brust kreuzend und ein Knie beugend, der treue Keger, nicht verlassen Massa, nicht verlassen, bis Malomolo zum Herrn geht!

Mit Rührung vernahm das Kaiserpaar diese Worte.

Sennhor Fruchting, sagte der Kaiser, Sie werden ihn bei sich behalten müssen, aber ich werde ihm einen Jahrgehalt aussetzen, daß er leben kann und Sie dadurch schadlos halten! —

Der Kaiser und die Kaiserin beschenkten Beide reichlich. Es ist für Ihre erste häusliche Einrichtung, sagte die Kaiserin deutsch.

Beide dankten ehrfurchtsvollst und die erfreuliche Audienz war zu Ende.

IX.

Ueber eine Reihe von vier Jahren kann ich hinweggehen. Ernst war in seinen mit reichlicher Besoldung bedachten Beruf, der ihn unmittelbar mit dem edeln Inspektor in Berührung hielt, eingetreten, und hatte sich

schnell in dessen Erfordernisse hineingefunden und hineingelebt. Der Kaiser hatte Wort gehalten, und ihm manches Zeichen persönlicher Gnade gegeben. Er fühlte sich glücklich in seinen Verhältnissen und Malomolo, der getauft worden war, und nun Manuel hieß, hing, wo möglich noch mit reichlicherer Liebe an ihm, als vorher. Beide lebten wie Brüder. Manuel, der ohnehin eine sehr reich begabte Natur war, hatte sich in die Geschäfte seines Freundes so eingeschossen, daß er, wie man sagt, seine rechte Hand war. Besonders wesentlich waren seine Dienste in der Kenntniß des Werthes der Edel- und Halbedelsteine, darinnen ihm der ihm eigene Scharfblick eine Sicherheit der Beurtheilung und Schätzung gab, die Ernst vergeblich sich zu erwerben suchte. Geachtet und geehrt stand Ernst in Brasilien da, und seine deutsche Sparsamkeit und Bescheidenheit veranlaßte es, daß er sich ein bedeutendes Vermögen sammelte. Mit den Seinen hatte er sogleich nach seinem Eintreffen in Rio de Janeiro einen lebhaften Briefwechsel begonnen. Er war als todt schon betrauert worden. Um so größer war die Freude, als er das erste Zeichen des Lebens gab, und die gnädige Wendung seines Schicksals melden konnte. Vater und Mutter lebten noch und es ging ihnen sehr gut. Seine Geschwister wuchsen heran und versprachen, ihre Lebensstellung ehrenwerth zu erfüllen.

Alle diese Briefe drückten indessen die Sehnsucht der alten Aeltern aus, den doppelt wiedergefundenen Sohn noch einmal vor ihrem Hinscheiden an ihr Herz zu drücken, und diese Sehnsucht weckte in Ernst's Seele die entsprechenden Gefühle. Er kam deswegen um einen einjährigen Urlaub ein, der ihm, dem ungemein brauchbaren Beamten zwar ungerne gegeben, aber dennoch zuletzt nicht mehr verweigert werden konnte. Ihm selbst wurde es schwer, sich loszureißen, denn er hatte sich das Haus Ribeiro's als Sommeritz mit reichster Umgebung gekauft.

Die Sklavenräume aber waren niedergedrissen worden und Magazine für die edeln Steine von ihm erbaut, die der Staat in Pacht nahm, damit Alles in der Nähe des Mannes vereinigt sein möchte, der diesen Zweig des Staatshaushaltes eigentlich recht in's Leben gerufen hatte. Nur dadurch war es möglich, seine Reise auszuführen, daß Manuel sich endlich entschloß, die Magazinverwaltung, die sein ihm vom Staate übertragener Beruf war, zu besorgen, und der Inspektor stellvertretend einen andern Beamten mit Ernst's Geschäften beauftragte. Der Abschied von Manuel war rührend. So können nur zwei sich treu und innig liebende Brüder sich von einander trennen. Manuel blieb bis zur letzten Stunde an Bord des Schiffes, das Ernst nach Europa tragen sollte und als endlich die Stunde schlug, riß er sich weinend von dem geliebten Freunde los. Ernst's Reise war glücklich. Ohne alle Hindernisse erreichte er die Küste Europa's, und eilte dann zu den Seinen in die theure Heimath.

Unvorhergesehen war sein Kommen, unsäglich die Freude der Aeltern und Geschwister, als er in ihre Mitte trat. Wohl konnten die Aeltern sagen: dieser, unser Sohn war todt und ist wieder lebendig, er war verloren und ist wieder gefunden worden; denn die Umwandlung, die er erfahren, war eine völlige, ganze. Wie lauschten sie seinen Erzählungen, wie flossen ihre Thränen theilnehmender Liebe, als er von den schrecklichen Folgen seines letzten Leichtsinns redete. Wie mächtig ergriff sie sein Loos als Sklave; wie erbehten sie, als er des Hauptagenten Endmittheilte, und wie belebten sich ihre Züge, als er endlich seine wunderbare Errettung und die Anbahnung seines Glückes verkündete! Alle priesen Gottes gnadenreiche Führungen und des Kaiserpaares Huld.

Ein Jahr des Glückes floß schnell dahin. Die Pflicht rief ihn zurück nach Rio de Janeiro. Zwei seiner Brüder hatten sich entschlossen, ihm über das atlantische Meer

zu folgen, wo er für sie besser sorgen konnte, als aus der Ferne. Der Abschied war um so schmerzlicher, als weder die guten Aeltern, noch er selbst sich verhehlen konnten, daß es ein Abschied sei, der auf dieser Erde kein Wiedersehen hoffen ließ, wohl aber in jener Welt. Und mit dieser heiligen Ueberzeugung schied er von den Theuersten auf dieser Erde, gesegnet von ihnen. Es war ihm ein reicher Trost, daß seine Brüder ihn begleiteten.

In der Vaterstadt hatte er viele seiner Jugendfreunde nicht mehr gefunden, wohl aber ihre schon eingesunkenen Grabbügel. Jener Unteragent der Auswanderung nach Brasilien, der ihn zur Auswanderung bestimmt, war auch gestorben, aber leider unter traurigen Umständen. Das mit dem Auswanderungsgeschäfte leicht verdiente Geld hatte ihn liederlich gemacht, und wie ein ungerechter Kreuzer Hundert gerechte mit sich in's Verderben hinabreißt, so hatte dieß Sündengeld, das ihm aus dem Unglücke seiner Mitmenschen ausloß, auch sein ehrlich väterlich Erbe mit sich fortgerissen auf der abschüssigen Bahn eines lüderlichen Lebens und nach wenigen Jahren war er am Bettelstabe, und so ist er als Bettler gestorben, dazu noch verabscheut von allen rechtlichen Menschen. Das war wieder so recht das Mene tekel, das die Hand des Herrn warnend an die Stirne solcher Menschen schreibt, ohne daß leider Andre sich daran spiegeln. Noch eine ergreifende Erfahrung sollte er machen, ehe er den Boden seines Vaterlandes verließ. In Mainz trat ein zerlumpter Bettler an ihn heran, ein Greis, dessen zitternde Hand kaum noch einen Gegenstand heben konnte, der irgend von ansehnlichem Gewichte war, und bat: Herr, laßt mich Euer Gepäck doch tragen! Als ihm Ernst in's Gesicht sah, wozu ihn der bekannte Ton der Stimme veranlaßte, stieß er unwillkürlich einen Laut des Entsetzens aus — denn der Bettler war Kapitän B, — der Führer des Auswandererschiffes bis Antwerpen, eben der, welcher mit

dem Hauptagenten am Abende vor der Einschiffung in Antwerpen Ernst geplündert hatte.

Der Bettler, dessen blaue Nase den Branntweinsäufer von Profession kennzeichnete, sah ihn erstaunt an.

Warum erschreckt Ihr so, Herr? fragte er?

Kapitän B —! rief Ernst aus!

Ja, ja, sagte der Bettler, als ich so hieß, da waren's noch gute Zeiten; aber jetzt? —

Gedenkt Ihr noch des Ernst Früchtling, den Ihr und der Hauptagent M in Antwerpen im Spiele ausplündert am Abende vor der Einschiffung?

Wohl den! ich dran! seufzte der Alte. Was mag aus ihm geworden sein? —

Ein Sklave, sagte Ernst; aber Gottes Gnadenhand rettete ihn aus dem Abgrund, in den Eure Schlechtigkeit ihn gestürzt. Seht mich an, ich bin's! —

Aus der Hand des Alten fiel das Gepäck Ernst's zur Erde. Er riß die in Wasser schwimmenden Säuer-
augen auf, starrte ihn einen Augenblick an, dann aber schrie er: Ja, ja, er ist's! Kommst du, um mich anzuklagen? Und laut schreiend rannte er, so gut es seine arge Engbrüstigkeit zuließ, von dannen, und ließ Ernst's Gepäck liegen. Ein Anderer nahm es auf, der es nach dem Gasthose trug.

Was habt Ihr mit dem Alten gemacht? fragte der Träger. Habt Ihr ihn vielleicht früher gekannt, und ihn daran erinnert? Ja, mit dem ist's arg herabgekommen, sagte er — aber wie kann es auch fehlen? Lug und Trug war seine Alltagsarbeit. Wie gewonnen, so zerronnen! Unrecht Gut gedeiht nicht, und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn! Dann ist er ein Säuer geworden. Ein Spieler, und ein falscher Spieler dazu, ist er lange gewesen. Nun, Herr, ist's alle mit ihm. Den Säuerwahnstinn hat er schon zweimal gehabt, und bei seiner Lebensweise kommt er wieder, um nicht mehr zu weichen.

Sie waren im Gasthose. Ernst bezahlte den Packträger und trat hinein, aber er blieb nicht diesen Abend und legte sich bald zu Bette. Ernste, künge Gedanken ten seine Seele. — Am andern Morgen setzten seine Brüdern die Reise fort.

In Rio de Janeiro glücklich angelangt, erwartete ihn ein herber Schlag. — Manuel, Malomolo, der treueste Freund, den die Erde trug, war im abgewichenen Sommer dem gelben Fieber, einer verheerenden, pestartigen Krankheit erlegen, die in den Städten des südlichen Amerikas jährlich zahlreiche Opfer fordert. Sein letzter Hauch war ein Segenswunsch für Ernst gewesen.

Das war ein schwerer Schlag, um so schwerer, als sich Ernst so innig auf das Wiedersehen des treuen Menschen gefreut hatte, der Freud und Leid mit ihm getragen hatte in treuester Liebe.

Wären seine Brüder nicht bei ihm gewesen, für die er zu sorgen gelobt, er hätte seine Habseligkeiten zusammengepackt und wäre nach Europa zurückgekehrt, doch diese Pflicht hielt ihn zurück, und gab allein den Frieden wieder. Er trat sogleich sein Amt wieder an. Sein Bruder Heinrich wurde sein Magazinverwalter, und sein Bruder Anton, der jüngste von Beiden, gründete ein Handelsgeschäft. So glücklich auch Ernst war, der treue Neger fehlte ihm doch überall und die Lücke im Herzen und im Leben blieb bis an's Ende. —
